

Illustrierte Frauen-Zeitung.

J. I. 1. Blatt.

Monatlich zwei Nummern.
Doppeljährlid: 2½ M. = 1½ Gulden.

— Berlin, 1. Januar 1887. —

(Ausgabe mit allen
Kupfern: 4½ M. = 2 Gulden 55 Kr.)

XIV. Jahrg.



Prof. Dr. G. Schenck

Nachdruck verboten.

Die Falzgräfin.

Roman von Paul von Szczepanski.

Erstes Kapitel.

Gs war ein heißer Junitag des Jahres 1882. In meinem drei Treppen hoch in einem Hintergebäude gelegenen Redactions-Zimmer herrschte eine Temperatur, die man mit dem Klima von Kamerun oder Neu-Guinea verglichen haben würde, wenn man damals schon an deutsche Kolonien gedacht hätte. Wie oft habe ich dieses Zimmer verwünscht, in dem im Sommer eine Stichluft und im Winter die glühend-trockene Atmosphäre, welche eine sogenannte Lustheizung hervorbrachte, die Nerven lähmte. Dazu aus dem tiefer gelegenen Saale der Värme der Rotations-Maschine, auf dem Hofe das Gelächter einer Straßensängerin, eintöniges Hämmern der Kisten zuschlagenden Packnechte einer in dem Parterre-Laden etablierten Kunsthändlung, — es war zum Wohnsinnigwerden. Meine Sprechstunde war vorüber, aber die Wahlen standen vor der Thür; der Kampf wurde mit einer Erbitterung ohne Gleichen geführt, die regierungsfreundliche politische Zeitung, in deren Dienst ich jeder, Rothstift, Schere und den Kleisterpinsel handhabte, stand im Vorderpunkte des Treffens, — wer hätte sich da an den Schluss der Sprechstunde gelehrt? Einen Volksredner — o, wie sie zu Dutzenden plötzlich emporwuchsen, diese Wiederläuer fremder Gedanken! — einen Volksredner war ich glücklich losgeworden, nachdem er mir eine halbe Stunde hindurch die bittersten Vorwürfe darüber gemacht, daß ich seine letzte Rede nicht im Wortlaut gebracht hatte; ein zweiter kam, um für seine nächste Red die Raumverschwendung kategorisch zu verlangen, und ich war gewissenlos genug, das Unmögliche zu versprechen; ein Herr forderte die Gratsaufnahme einer Bitte um Beiträge für den Bau eines gemeinnützigen Hauses, dem er eine ihm selbst gehörige Baustelle mit beträchtlichem Vortheil zur Disposition stellen zu können hoffte; — wie sie mir alle zuwider waren, diese grosssprecherischen, anmaßenden Egoisten, denen es nur darum zu thun war, von sich reden zu machen oder einen persönlichen Vortheil zu erreichen.

Wieder klopste es, und der Redactions-Diener brachte einen Brief: „Ein Mann wartet draußen auf Antwort.“

Das Convent zeigte eine mir unbekannte Handschrift, eine in polnischer Sprache geschriebene Adresse. Ich hatte meine MutterSprache nicht mehr gehört und nicht mehr gesprochen, seitdem mein Vater gestorben, seine Gläubiger sich mit seinem, hart an der russisch-polnischen Grenze gelegenen Gute, dem jahrhundertjährigen Familienbesitz, bezahlt gemacht und die Verwandten meiner deutschen Mutter, der meine Geburt das Leben gefestet, mich pour l'amour de Dieu bei sich aufgenommen hatten. Das war lange her, länger als zwanzig Jahre, in denen ich durch nichts an mein Polenthum erinnert worden war, und dennoch erwedete dieser Brief, der wahrscheinlich nichts als das Bittgesuch eines mittellosen Polen enthielt, der in mir auf meinen Namen hin einen Landsmann vermutete, ein lebhaftes Interesse. Ich erbrach den Brief, und fast empfand ich etwas wie Alerger und Scham, daß es mir nicht gelang, den gleichfalls in polnischer Sprache geschriebenen Inhalt zu entziffern.

„Lassen Sie den Mann hereinkommen,“ sagte ich dem Diener, trotzdem ich wahrlich keine Zeit zu verlieren hatte.

Eine Minute später stand der Fremde vor mir. Er mochte Ende der Zwanziger sein, mit einem offenen, sympathischen Gesicht und einem solett gepflegten Schnurrbartchen, in sauberer Kleidung, die aber dennoch verrieth, daß es ihm nicht gut ging, und daß ich mich über den Inhalt seines Briefes wahrscheinlich nicht getäuscht hatte.

Ich weiß, daß ich verlegen war, als ich mich entschuldigte, der polnischen Sprache nicht mehr mächtig zu sein, und ihn bat, sein Anliegen mir deutsch zu sagen.

„Ich bin Stanislaus Taseewski, Herr,“ sagte er mit dem fremdländischen Accent, der deutschen Ohren so interessant klingt, „und ich wollte wünschen, daß Sie mir Stelle verschaffen könnten als Sezzer in Ihrer Zeitung.“

Stanislaus Taseewski, Stanislaus Taseewski . . . Ich überlegte, wo ich ihm begegnet sein könnte, denn er sagte das, als ob er mich kenne. Und zugleich that es mir leid, daß er mich um etwas bat, das zu erfüllen gänzlich außer meiner Macht stand, und das zu befürworten ich mich kaum getraut haben würde. Man denke: ein polnischer Sezzer, der die deutsche Sprache misshandelt, in einer deutschen Zeitung, welcher man so wie so schon nachfragte, daß ihr der Druckschüler-Teufel mehr als erlaubt zusege!

Aber in seinem Gesichte war etwas, das mich zögern ließ, ihm eine kurze, abschlägige Antwort zu geben, und ich suchte noch immer in meinem Gedächtnisse nach dem Namen, den er mir genannt. Er mochte sich den Em-

pfang anders vorgestellt haben; wie er bittend vor mir stand und ich ihn sah und prüfend, überlegend anschauete, füllten sich seine Augen langsam mit zwei großen Thränen.

Er sagte nichts mehr, aber diese großen, dunklen Augen, wie ich sie mit einer wahren Hundetreue auf mich gerichtet sah, wie sie sich feuchteten in dem Schmerze, nicht erkannt zu werden, — o, und wenn nicht zwanzig, sondern vierzig Jahre dazwischen gelegen hätten, die Binde, welche mich blind machte, würde gefallen sein! Ich suchte nicht mehr: Stanislaus Taseewski, Stanislaus Taseewski . . . Die Wände meines Redactions-Zimmers verschwanden, um mich grünte und blühte der väterliche Garten, ich balgte mich umher mit dem zwei Jahre älteren Sohne des Inspectors, der unzertrennlich von mir war, unzertrennlich, anhänglich, geduldig, wie ein treuer Hund. Wie sein Vater an meinem Vater, so hing er an mir. Und ich war ein Kind, das kein Verständniß für diese Treue hatte, ich quälte ihn mit einem wahrhaft grausamen Raffinement, trotzdem ich mich für ihn totschlagen lassen. Ich weiß nicht mehr, wie es kam; hatte er behauptet, daß ich ihn nicht zum Weinen bringen könne, oder was war es sonst, — er mußte seinen Finger in meinen Mund stecken, und ich biß darauf mit den Zähnen. Er verzog keine Miene, er gab keinen Laut von sich, und das ärgerte mich, der ihn weinen sehen wollte, daß ich mit einer wahren Wuth die Kieseln zusammenpreßte. Aber ich zwang ihn nicht, mir seine Augen wurden groß und feucht, gerade wie jetzt, wo er nach zwanzig Jahren wieder vor mir stand. Mir war, wie wenn ich aufschluchzen müßte, als ich diese Augen erkannte! Sie führten mich zurück in mein Jugend-Paradies, sie schlügen die Brücke über zwanzig Jahre, in denen mich Niemand geliebt hat, und ich vergaß, daß ich nicht mehr der Junge war, der sich in seinem rothen Kittel mit den Dorfskindern und vor Allem mit Stanislaus Taseewski herumbalzte, ich schlang meine Arme um ihn, und lachend, wie man vor Herzensfreude lacht, küßte ich ihn und sagte: „Stasch, Bruder, bist Du's?“

Man soll mich nicht für weichherzig halten; man muß bedenken, was zwischen dem letzten Lächeln meines Vaters lag und dem Augenblick, da ich Stanislaus Taseewski wiedersah: das Gnadenbrot bei den Verwandten, der Drill im Cadetten-Corps und der auf diese Weise unvermeidliche Schiffbruch als Lieutenant, der mich zwang, mein Brod mit der Feder zu verdienen, — ich mag nicht sprechen von alledem! Es war mir, als ob diese zwanzig Jahre ausgelöscht seien für mich, und auch Taseewski schien zu glauben, daß wir uns daheim befänden in Czernowice, dem alten Stammgut, auf dem meine Eltern und seine Eltern seit Jahrhunderten gehaust, die meinen als die Herren, die seinen als die Diener, aber eng verbunden Beide, und nicht nur durch äußere Interessen.

Taseewski entwand sich meiner Umarmung, und als ob sich nichts, auch gar nichts in den letzten zwanzig Jahren geändert hätte, ausgenommen etwa, daß wir große Leute geworden, beugte er sich nieder und drückte nach polnischer Sitte seine Lippen auf den Ärmel meines Rockes. „Ich wußte, Herr, daß Sie mich wiedererkennen würden,“ sagte er, und durch das Zittern seiner Stimme klang Freude, Rührung und das Gefühl einer unerschütterlichen Anhänglichkeit.

Die Situation hatte, ich will es gestehen, etwas Peinliches für mich. Ich kann nicht finden, daß die Form des Grusses an sich, wie sie zwischen dem Herrn und seinen Leuten in Polen üblich ist, etwas Unschickliches oder Erniedrigendes an sich trage. Es spricht sich in diesem Berühren des Gewandes mit den Lippen weniger eine slavische Unterwürfigkeit aus, wie unsere Aufgklärten wohl meinen, als das Gefühl der Zugehörigkeit; es ist keine aus despatischen, sondern einer aus patriarchalischen Verhältnissen entsprungene Form. Aber ich war nicht mehr der Herr von Czernowice, ich war es eigentlich nie gewesen, denn die Gläubiger meines Vaters warteten kaum, bis er die Augen geschlossen, um mit ihren gierigen Fäusten zuzugreifen. „Herr“ ist nur der, von dessen Wohl und Wehe Andere abhängig sind, und er ist es nur ihnen gegenüber, und nur so lange, als er für sie sorgen kann. Wen traf es, wenn es mir gut oder schlecht ging? Niemanden, als mich allein. Mir ging es nicht anders, wie meinem Freunde Taseewski; wir lämpften Beide um die Existenz. Ich mußte ihm klar machen, daß es nicht angängig sei, zwanzig Jahre zu ignoriren. Ich drückte ihn also auf einen Stuhl nieder und begann ernsthaft:

„Solch eine Freude hab' ich lange nicht gehabt, Taseewski, aber wenn wir gute Freunde bleiben sollen, müssen wir uns in die Verhältnisse schicken. Ich bin nicht der Herr von Czernowice geworden und Du nicht mein Verwalter, wie wir es uns als Jungen ausgemalt, wenn wir genug heruntergetobt hatten und das Bedürfniß nach einer stillen Stunde uns überlam. Wir sind auch nicht in Czernowice, sondern in Berlin, und wenn es jemand gesehen hätte, wie Du mir eben den Ärmel

küßtest, würde er uns beide ausgelacht haben. Es geht nicht anders, als daß Du mich ‚Du‘ nennst, wie Du vor zwanzig Jahren gethan hast, und wenn Du mir einen Gefallen thun willst, kannst Du mich Jozif nennen, wie mich mein Vater genannt hat, und nicht Joseph, wie sie mich in Deutschland umgetauft haben.“

Ich hatte wohl erwartet, daß er sich ein wenig zieren würde. Aber er zierte sich gar nicht; er sah mir groß in's Gesicht, und als er sprach, hörte ich ihm an, daß er meinen Vorschlag gar nicht wie eine Freundlichkeit aufnahm, sondern daß er einfach ein gutes Recht, welches er zu besitzen glaubte, vertheidigte.

„Das geht nicht, Herr,“ sagte er bestimmt, „das geht nicht. Sie waren schon fort von Czernowice, wohl fünf Jahre, und es war der Tag, an dem Sie zwölf Jahre alt wurden. Da saß ich mit dem Vater, der bei dem Käufer von Czernowice als Inspector geblieben war, auf der Bank vor dem Hause, von wo aus man den ganzen Hof überblickt, und es kam mir der Gedanke, was das für ein Tag sei, und ich sagte: ‚Wüßt Ihr, Vater, heut ist der Jozif zwölf geworden. Wo mag er wohl sein?‘ Da fühlte ich auf jeder Backe eine, an die ich mein Leben denken werde, und mein Vater sagte: ‚Dass Du Dir's merkst. Er ist zwölf geworden, und der Priester hat ihn gefeiert. Er ist nicht mehr der Jozif, er ist der Herr.‘ Und er hat niemals anders mehr von Ihnen gesprochen, als der Herr, und wenn er von dem neuen Besitzer wohl auch so sagen mußte ich habe es doch an dem Tone schon gemerkt, ob er von Ihnen sprach oder von dem, und ein Irrthum ist nicht möglich gewesen. Sie sehen, Herr, daß es nicht geht, wie Sie meinen.“

Was sollte ich dagegen sagen? Beweise werden nicht nur durch Gründe, sondern auch durch einen Appell an das Gefühl geführt, und ich wollte es ihm nicht merken lassen, daß mir die Augen feucht wurden. So brach ich ab davon, — ich fragte nach seinem Vater. Der war gestorben, und der Besitzer von Czernowice hatte keine Veranlassung gefühlt, für seine Witwe und seinen Sohn etwas zu thun. Mutter und Sohn waren nach einer kleinen polnischen Stadt gezogen; es war ihnen schlecht gegangen, — die Mutter hatte sich nicht gesträubt, als sie fühlte, daß es mit ihr zu Ende kam. Taseewski hatte das Sezzerhandwerk, die „Schwarze Kunst“, erlernt. Er war zuletzt in Posen an einer polnischen Zeitung angestellt gewesen, frank geworden, — der Arzt hatte gemeint, daß seine Brust nicht die stärkste sei, — und hatte seine Stelle besezt gefunden, als man ihn aus dem Krankenhouse entlassen. Er wanderte nach Berlin, weil es in Posen an Arbeit mangelte; er war hier der Verzweiflung nahe, weil man ihn wegen seiner mangelhaften Kenntniß der deutschen Sprache nirgends annehmen wollte. Da, als er die Annonce eines Zeitungsblattes durchsah, lenkte der Zufall seine Augen dorthin, wo mein Name als verantwortlicher Redakteur stand. So kam es, daß Taseewski mich aufsuchte; so kam es, daß wir nach zwanzig Jahren, in denen wir nichts mehr von einander gehört, uns wiedersehen, — und als Taseewski so weit erzählte hatte, fiel es mir auf die Seele, daß ich, der ich mich bisher nur gefreut hatte, die Sonnenstrahlen meiner Kindheit wieder um mich tanzen zu sehen, verpflichtet sei, ihm zu helfen, daß ich das Vertrauen, welches er in den „Herrn“ gesetzt, nicht täuschen dürfe.

Er befand sich augenscheinlich in einem Irrthum über meine Position. Er lebte in dem Glauben, daß ich eine ungeheure wichtige Stellung bekleide, daß ich, sozusagen, nur zu kommandieren habe. Und dabei war ich nichts als ein Redakteur, der für dreihundert Mark monatlich seine Nerven ruinieren mußte, und den man mit dreimonatlicher Kündigung an die Lust setzen konnte, wenn es gerade so gefiel. Und selbst wenn hier mit dem billigsten, mit Geld, zu helfen gewesen wäre, — du lieber Gott, ich bin der Sohn meines Vaters, und von ihm ist es auf mich überkommen, daß das Geld erst seinen Werth erhält, indem man es ausgiebt; und wem das Sparen nicht im Blute liegt, der lernt es nie.

Ich mußte Andere bitten, wenn ich Taseewski helfen wollte. Das ist eine saure Sache, aber ich hätte mich schämen müssen, wenn ich in diesem Falle gezögert hätte. Also ich stieg die zwei Treppen hinunter, wo im gemeinschaftlichen Comptoir der Factor und der Kassirer häussten, — ein paar brave Leute, die ein freundliches Gesicht machten, wenn sie mich sahen, trotzdem sie wußten, daß ich gewöhnlich kam, um Vorschuß zu fordern. Ich legte dem Factor die Situation vor, — er machte ein bedenkliches Gesicht, denn er kannte keinen Mann über den Etat einzustellen, und ich wollte nicht, daß er um meines Freundes willen einen anderen fortschickte. Was ich endlich erreichte, war, daß er mich auf vierzehn Tage vertröste, wo ein größerer Auftrag für die Druckerei zu erwarten war.

Damit kehrte ich zu Taseewski zurück. Was nun beginnen? Ich sah wohl, daß er nicht Zeit hatte, vierzehn Tage zu warten. Was ich mit ihm theilen

konnte, war nicht viel, und so blieb mir nichts übrig, als ihm zu sagen, daß er wiederkommen solle, sobald er mehr brauche, denn ich würde schon Rath schaffen, und daß er in vierzehn Tagen eintreten könne.

Da sah er mich wieder so hülfslos und mit so felsenfestem Vertrauen an und sagte einfach: „Aber Herr, ich habe nicht zu wohnen.“

Ich mußte lachen, als ich das hörte. Mir war es einmal gerade so gegangen, daß ich nicht hatte „zu wohnen“, und ich mußte an das Gesicht der ehrbaren Frau denken, die damals zwischen der Wahl, noch einen Tag auf ihr Geld zu warten oder mich eine Nacht auf der Straße zu wischen, nicht einen Augenblick schwankte. „Ich habe nicht zu wohnen,“ — mein Gott, das war nicht das Schlimmste. Er würde mich nicht beengen, das wußte ich, denn wer noch das hat, was man „Sachen“ nennt, der hat in Berlin auch „zu wohnen“. Mein Sophie war als Schlafstelle nicht zu verachten, — so nahm ich ihn bei mir auf.

Zweites Kapitel.

Der Factor hatte Wort gehalten, und ich dankte es ihm um so mehr, als ich es nicht über mich hatte gewinnen können, ihn an sein Versprechen zu erinnern; — nach vierzehn Tagen war Tasczewski als Seher in der Druckerei angestellt. Nachdem er seinen ersten Wochenlohn erhalten, zog er von mir fort, und ich sah ihn seltener, denn der Sehersaal der Accidenz-Druckerei, in welcher er beschäftigt war, lag getrennt von dem Saale der Zeitungsseher, und wenn ich auch manchmal in dem letzteren zu thun hatte, so hatte ich doch in dem ersten nichts zu suchen. Nur jeden Sonnabend Abend, sobald der Wochenlohn ausgezahlt war, erschien er in meinem Redactions-Zimmer und gab mir in Raten die Kleinigkeit zurück, die ich ihm vorgeschoßen hatte. Dann bat ich ihn wohl, da um diese Zeit auch meine Arbeit meist beendet zu sein pflegte, mit nach meiner Wohnung zu kommen, und wir plauderten von Czernowice, von der Heimath, von den Kinderjahren, und der Gesprächsstoff ist uns niemals ausgegangen. Unter der Hand erkundigte ich mich auch bei dem Factor, wie er mit seinen Leistungen zufrieden sei, denn ich wollte nicht, daß er meinen Freund um meinetwillen behalten sollte, wenn er ihn nicht gebrauchen könne. Aber der Factor war zufrieden mit ihm; er arbeite zwar ein wenig langsam, wenn Manuscrits zu sezen seien, jedoch für Drucksachen könne er sich keinen besseren und zuverlässigeren Arbeiter wünschen.

Eines Sonnabends erwartete ich ihn vergebens, und weil mich sein Ausbleiben beunruhigte, hielt ich Nachfrage nach ihm. Man sagte mir, daß er frant zu Hause liege und während der ganzen Woche nicht zur Arbeit gekommen sei. Er hatte immer die trügerischen Farben gehabt, die der Vollsmund Kirchhofssrosen nennt, und ich ängstigte mich um ihn. So nahm ich eine Droschke und fuhr nach seiner Wohnung.

Er hatte in einem entlegenen Stadtviertel ein Zimmerchen im vierten Stock inne, ein Zimmerchen, wie es Leute vermieten, die eigentlich mit ihrem Kindersegen selbst keinen Platz haben, und die darauf rechnen, daß ihr Chambregarnist den ganzen Tag über nicht zu Hause sein wird. Die Frau, welche auf mein Klingeln öffnete, machte denn auch kein freundliches Gesicht, als ich nach Tasczewski fragte und sie mich über den dünnen, von häßlichem Küchengeruch durchdufteten Corridor wies. Sie mochte wohl mancherlei infolge seiner Krankheit zu thun haben, und die Miethöhe schien ihr vielleicht auch nicht sicher, so lange er nichts verdienen konnte.

Gott sei Dank, mit meinen durch die „Kirchhofssrosen“ angeregten Besürchtungen war es nichts, das sah ich, sobald ich in das Zimmer trat. Tasczewski lag auf dem kleinen, harten Sophie, das mit Hülfe zweier Stühle verlängert war, und studierte die deutsche Grammatik. Er sah wohl ein wenig blaß aus, aber mehr von Stubentuft, als von ernstlicher Krankheit. Um so weniger mochte ich ihn merken lassen, daß ich mich wirklich um ihn geängstigt hatte.

„Schöne dumme Streiche,“ sagte ich und gab mir den Anschein, als ob ich böse sei, „frant zu werden und es mich nicht wissen zu lassen. Seit einer Woche liegt Du also schon zu Hause, Tasczewski! Wo fehlt's denn?“

Er wußte wohl, wie ich es meinte, und sein ganzes Gesicht lachte, als er mich sah. Aber es war doch auch etwas von Verlegenheit in diesem Lachen, als ob er Grund habe, sich zu schämen. „Eine dumme Geschichte, Herr,“ sagte er, „Sie haben Recht, und es wäre wohl Zeit, mich zu prügeln. Man hat mir das Bein gestochen.“

Damit schlug er die Decke, welche den Luftzug des offenen Fensters abhielt, zurück und zeigte mir den nach allen Regeln der Kunst bandagierten Oberschenkel.

„So, man hat Dir das Bein gestochen, Tasczewski! Aber wer, wie, wo und warum?“ fragte ich. „Und vor allen Dingen, was sagt der Arzt? Die Geschichte ist doch nicht gefährlich?“

Tasczewski lachte. „Es hätte schlimmer werden können, Herr, wenn der Stich ein wenig höher, oder das Messer an den Knochen gegangen wäre,“ sagte er. „Aber es ist nur eine Fleischwunde, und der Doctor meinte, ich würde in vierzehn Tagen wieder zur Arbeit gehen können. Das Schlimmste wird wohl sein, daß meine Sonntagesthose zum Teufel ist.“

Er lachte wieder, und ich mußte einstimmen. Nicht daß ich in der Sache viel Vächerliches gefunden hätte; aber wenn er lachte, lachte er so gutmütig, daß ich den hätte sehen müssen, der ernsthaft dabei geblieben wäre.

Es war gerade noch ein Stuhl im Zimmer, den zog ich an den Tisch, setzte mich und hieß ihn erzählen.

Natürlich war ein Mädchen die Ursache. Am letzten Sonntag war er in der Hasenheide umhergestrichen und an einem Tanzsalon, aus dessen offenen Fenstern Musik lockte, nicht vorbeigegangen. Das konnte ich ihm nicht verdenken, dafür war er Pole. Also er war in das Lokal gegangen und hatte sich nach einer guten Tänzerin umgesehen. Sehr befriedigt war er von seiner Musterung nicht gewesen und hatte schon wieder gehen wollen, als die Musik von Neuem einsetzte und gleichzeitig in der Thür des Tanzsaales ein Mädchen mit zwei Männern erschien, dem er es an der Haltung schon ansah, daß es eine flotte Tänzerin sein müsse. Das Mädchen tanzte erst mit dem einen und dann mit dem anderen Begleiter, und als der Galopp zu Ende war, hatten die beiden Männer den Atem verloren, und das Mädchen war noch nicht einmal warm geworden. Die Drei setzten sich an denselben Tisch, an dem Tasczewski saß, und als das Mädchen das erste Wort gesprochen, wußte er, daß er eine Landsmannin vor sich habe. Das gab ihm natürlich Gelegenheit, anzuhören, und schon in der ersten Tanzpause hatte er erfahren, daß sie vor Kurzem erst aus dem Posenschen zugezogen sei, daß sie bei einer Herrschaft diene, und daß sie ihre beiden Begleiter erst heute kennen gelernt habe. Ich machte hierzu wohl ein etwas bedenkliches Gesicht, doch Tasczewski sah mir sehr eifrig auseinander, daß ein Mädchen sehr anständig sein und doch zu solchen Bekanntschaften kommen könne, wenn es „Ausgehtag“ hat und mutterseelenallein in einer wildfremden Stadt ist.

Ich mußte ihm Recht geben, und er erzählte weiter. Die beiden Begleiter waren ganz gemüthlich, und sie hatten auch nichts dagegen, daß Tasczewski schließlich nur noch allein mit seiner Landsmannin, — Irma Cibulla hieß sie, — tanzte. „Da könnten sie doch nicht mitkommen,“ meinten sie. Sie tranken unterdessen Bier, viel Bier, aber es fiel kein böses Wort. So gegen neun Uhr Abends aber sagte Irma, daß sie nach Hause müsse, da um zehn Uhr das Haus geschlossen werde. Damit begann der Spectakel. Zuerst quälten die Beiden, sie sollte doch noch bleiben, sie habe ja noch Zeit, der Wächter schließe ja, und was brauche sie sich viel um ihre Herrschaft zu kümmern? Als Irma das ablehnte, redeten sie sich in Hülle, und schließlich verlangten sie, das Mädchen nach Hause bringen zu dürfen. Aber Irma hatte wohl gemerkt, daß die Beiden schon ein wenig mehr, als gut, getrunken hatten; sie verweigerte es ihnen, und da sie dringender wurden, sagte sie schließlich, sie habe schon Tasczewski versprochen, daß er sie begleiten dürfe, trotzdem sie ihm vorher kein Wort davon gesagt hatte. Als er das hörte, sprang er natürlich ein; es wurden hitzige Reden gewechselt, bei denen Tasczewski nichts schuldig blieb. Als dann der Eine von Worten zur That überging und Tasczewski an der Kehle packte, schlug er ihn mit einem Bierseidel zu Boden, und ehe die anderen Gäste ausmerksam wurden und sich dazwischen werfen konnten, zog der Andere ein Knofnmeser und brachte ihm jenen Stich bei, der zum Glück nur die Weichtheile des Oberschenkels durchschneidet. Die Rollen waren danach ein wenig vertauscht worden. Eine Schuhmanns-Patrone nahm sich des Messerhelden an, und statt daß Tasczewski seine Landsmannin nach Hause brachte, setzte die resolute Polin ihn in eine Droschke und begleitete ihn nach seiner Wohnung, da Tasczewski von seiner letzten Krankheit her auf Krankenhäuser nicht gut zu sprechen war. Ein günstiger Zufall fügte es, daß Irma's Herrschaft in demselben Viertel wohnte, wie Tasczewski, und kaum fünf Minuten von ihm entfernt, und Irma konnte, trotzdem sie noch einen Arzt gesucht, doch zu Hause sein, ehe der Wächter geschlossen hatte, was Tasczewski mit augenscheinlicher Genugthuung nicht zu berichten vergaß.

Das war die Geschichte von dem „gestochenen Bein“, und wenn ich Tasczewski's Verlegenheit während des Erzählens richtig deutete, so glaubte er wohl, ich könne ihm Vorwürfe darüber machen, daß er sich, kaum wieder in einer gesicherten Lage, auf solche Sachen eingelassen habe. Nun, darüber hätte er beruhigt sein können. Es war etwas Anderes, was mich während seiner Erzählung ernst bestimmt hatte, — das augenscheinliche Interesse, mit dem er von Irma Cibulla sprach. Wenn er ihren Namen nannte, leuchteten seine Augen auf, und seine Stimme vibrierte so eindrücklich, — und wohin sollte das führen? Er hatte nichts, und sie hatte nichts,

und damit in Berlin einen Haushalt beginnen, ist selbst für Leute, die weiter keine Ansprüche an das Leben machen, als sich satt zu essen, ein unverantwortlicher Leichtsinn.

Ich sprach von Diesem und Demem, um ihn sicher zu machen und nachher unversänglich wieder auf Irma Cibulla zurückkommen zu können, — wieviel er Miethe zahlen müsse, ob er auch ordentlich verpflegt werde, und wie es mit seiner Kasse bestellt sei. Er merkte wohl, was ich mit der letzten Frage beabsichtigt hatte, und rührte den Factor, der ihm habe sagen lassen, daß er um seine Stelle nicht besorgt zu sein brauche, und wenn er Geld nötig habe, dürfe er sich nur an ihn wenden; es könne ja später wieder abgezogen werden.

Und dann fragte ich plötzlich, ob denn Irma Cibulla, um die er doch hier liege, gar nichts mehr habe von sich hören lassen. Ich brauchte nur sein Gesicht anzusehen, — verstehen konnte er sich ja nicht, — und als er rot wurde bis über beide Ohren, wußte ich genug. Er verschwieg mir's nicht, daß sie alle Abende zwischen neun und zehn auf eine halbe Stunde kam und nachsah, ob auch Alles bei ihm nach dem Rechten gehe, und ob er irgend einen Wunsch habe. Das gefiel mir von dem Mädchen, trotzdem es mir eigentlich lieber gewesen wäre, wenn es nichts mehr hätte von sich hören lassen. Daß mir Tasczewski versicherte, Irma Cibulla komme nur aus Mitleid, und weil sie doch eigentlich die Ursache seiner Verwundung sei, darauf gab ich natürlich nichts. Wenn es bis jetzt auch wirklich weiter nichts war, ich wußte wohl, daß es anders kommen würde. Aber jetzt schon dagegen reden, konnte nichts helfen, und außerdem war es neum Uhr, und Irma mußte wahrscheinlich bald kommen. Also ging ich, weil ich annahm, daß es Tasczewski vorziehen würde, mit ihr allein zu sein. Ob es Recht war, daß ich so der Sache, zu der ich nun doch einmal kein rechtes Vertrauen hatte, aus dem Wege ging, weiß ich nicht; aber daß ich es that, um Tasczewski eine Freude zu machen, das weiß ich ganz gewiß.

Selbstverständlich besuchte ich ihn öfter, so lange er frank war, aber ich vermied es, über Irma Cibulla mit ihm zu sprechen. Ich dachte wahrlich nicht, daß das, was ich zum mindesten für einen dummen Streich hielt, so schnell schon kommen würde.

Als er am Abend des Tages, an dem er die Arbeit wieder aufgenommen hatte, in meinem Redactions-Zimmer erschien, sah ich es ihm auf den ersten Blick an Gesichte an, daß er nicht nur kam, um sich gesund zu melden, sondern daß er noch etwas Besonderes auf dem Herzen hatte. Ich ließ mir das nicht merken und bot ihm einen Stuhl an, aber er blieb stehen und lächelte verlegen.

„Ich wollte noch sagen, Herr,“ begann er stockend, „daß ich mich verlobt habe.“

„Na, das ist ja schön, da gratuliere ich,“ sagte ich. „Doch wohl ein reiches Mädchen, Tasczewski, daß seine Aussteuer und ein paar Hundert mitbringt, damit Ihr nicht gleich in Verlegenheit seid, wenn einmal nicht Alles so geht, wie es gehen sollte.“

Natürlich, ich wußte, mit wem er sich verlobt hatte, aber ich dachte, das sei die beste Manier, ihn darauf hinzuweisen, daß zum Heirathen noch mehr gehört, als nur die Liebe.

„Die Irma Cibulla ist es, Herr, Sie wissen schon,“ sagte Tasczewski, und er wurde noch verlegen. „Sie ist so arm wie ich, aber sie ist ein bravtes Mädchen.“

„Hm,“ machte ich, „wenn Du sie liebst und sie Dich, was soll man da sagen? Aber eine Dummheit ist's doch. Wovon wollt Ihr denn kaufen, was Ihr doch braucht zum Heirathen: Bettlen, Stühle, einen Tisch, und was sonst noch das Nothwendigste ist?“

„Wir werden sparen, Herr,“ sagte Tasczewski ganz ernsthaft, und darüber konnte ich nicht einmal lächeln, denn davon verstand ich nichts. „Aber ich habe eine Bitte, Herr,“ fuhr er fort und sah mich mit den treuerherzigen Augen an, denen vielleicht auch Fremde schwer hätten etwas abschlagen können; „die Irma hat ihren Dienst zum Ersten gefündigt; sie hat es nicht gut bei ihrer Herrschaft, und sie kann sich nicht finden in das deutsche Leben. Geben Sie ihr hier Stelle als Falzarin, und sagen Sie, ob Sie nicht kennen eine brave Frau, bei der sie Wohnung nehmen kann, bis wir so weit sind, zu heirathen.“

Er hatte augenscheinlich noch immer nicht begriffen, daß ich über alle diese Dinge gar nichts zu bestimmen hatte. Aber ich verstand wohl, daß er Irma gern in seiner Nähe haben möchte, und es nahm mich wieder für das Mädchen ein, daß es nicht ganz selbstständig sei, sondern sich unter den Schutz einer älteren und zuverlässigen Frau begeben wollte. Eine solche kannte ich, und wegen der Stelle als Falzarin versprach ich ihm, mein Möglichstes zu thun.

Natürlich glaubte der Factor, als ich deswegen mit ihm sprach, es handele sich darum, eine Schöne unterzubringen, die mir selber nicht ganz fern stehe, und er und der Kassirer schmunzelten und machten schlechte Witze. Je mehr man sich gegen derartige Verdäch-



Spedbadet. Von Hans Detzegger. — Siehe Seite 1.

tigungen verwahrt, um so fester sind die Leute überzeugt, daß sie doch Recht haben; so ließ ich sie bei ihrer Meinung, daß eine „Halzgräfin“, — so werden die Halzerinnen gewöhnlich genannt, — es mir angethan habe, und daß ich keine bessere Unterfunkst für sie zu finden wisse, als in der Zeitung, an der ich selbst beschäftigt war. Sie meinten es ja nicht böse, und die Hauptache, ich erreichte, was ich wünschte.

Am Ersten trat Irma Cibulla als Halzerin ein, und am Abend desselben Tages brachte Tasczewski sie zu mir auf das Redactions-Zimmer, damit sie sich bei mir bedanke. Ich hätte ihm das gern erlassen, aber er wußte, was sich schickte. Ein rechtes Urtheil konnte ich mir über sie in diesen wenigen Minuten nicht bilden, denn sie war natürlich verlegen, und verlegene Menschen taxirt man gewöhnlich unrichtig. Ich bemerkte, daß sie nicht eigentlich schön war, von ausgesprochen slavischem Typus, aber eine prächtige Figur, die, schlank und voll zugleich, sich mit einer entzückenden, lässigen Grazie bewegte. Und die Haltung des Kopfes fiel mir auf; es schien ihr schwer zu werden, ihn zu beugen.

Ich kann nur sagen, daß sie mir wohl gefiel, aber daß sie mir nicht sympathisch war. Und als mich Tasczewski das nächste Mal, da ich ihn allein traf, fragte, was ich zu seiner Braut meine, sah ich ihn merkwürdiger Weise wieder vor mir, wie er geduldig seinen Finger in meinen Mund stieß und mich darauf beißen ließ, und ich sagte halb scherzend und halb ernsthaft: „Tasczewski, Du Armer, sie wird Dich in den Finger beißen, und Du wirst still halten.“

Er verstand mich nicht, aber es ist so gekommen.

Drittes Kapitel.

Es ist mein Unglück, daß ich die Linden nicht passiren kann, ohne einen Bekannten zu treffen, und zwar einen von denen, welchen man am liebsten aus dem Wege geht. Ich ging nur vom Café Bauer hinüber auf die andere Seite, mir bei Vossitow Cigaretten zu kaufen, und als ich einen Augenblick unterwegs die Affischen der Anschlagsäule musterte, traf mich mein Schicksal.

„Baron, wie geht's? Sie lassen sich ja gar nicht mehr sehen!“

Damit klopfte mich Jemand auf die Schulter und schob zugleich seinen Arm in den meinen, — es war natürlich an ein Entrinnen gar nicht mehr zu denken.

Herr Wiese-Warnsdorff, — er hatte seinem ehrlichen Vaternamen durch das Anhängen des Familiennamens seiner Mutter mehr Reließ zu geben versucht, — war ein junger Componist, den ich irgendwo einmal kennen gelernt, der mich seitdem als seinen Freund betrachtete, und der mich consequent „Baron“ nannte, trotzdem ich ihm schon zehnmal auseinander gesetzt hatte, daß mir dieser Titel nicht zusiehe.

„Freut mich, Sie zu sehen, Herr Wiese-Warnsdorff.“ erwiderte ich; „aber wenn Sie mich noch einmal „Baron“ nennen, zwingen Sie mich, Ihnen Livree machen zu lassen.“

Ich lachte dazu, damit er sich nicht beleidigt zu fühlen brauchte, wenn er nicht wollte. Er nahm es denn auch nur als einen Scherz, über den er sich vor Lachen ausschütten wollte, und indem er sein Lachen mit Aeußerungen, wie „Sehr gut“, „Samos“, „Sie sind doch unbezahlbar, Baron“, unterbrach, klopfte er mich mit seiner freien Hand auf den Arm, eine Angewohnheit von ihm, die mich nervös machte, und um derentwillen er mir unausstehlich war.

Uebrigens stand ich mit meiner Ansicht über Herrn Wiese-Warnsdorff wohl ziemlich allein. Viele hielten ihn sicher für einen liebenswürdigen Gentleman, die meisten wenigstens für einen präsentablen Menschen. Jedenfalls war er ein sogenannter schöner Mann, und in seinem Aussehen trug er mehr den Dandy, als den Musiker zur Schau. Ihn trieben auch weder innere, noch äußere Nothwendigkeiten zum Componiren. Nachdem er sich lange Zeit mit Musik-Unterricht mühselig abgequält hatte, war es ihm gelungen, eine alte, reiche und kinderlose Witwe derartig zu behören, daß sie sich von ihm zum Altar führen ließ. Seitdem lebte er sorgenlos und bequem, genüß, was zu genießen war, und ließ seine Frau zu Hause. Er componierte nur noch, weil er es sich in den Kopf gesetzt hatte, ein berühmter Mann zu werden, und, — das muß ich zugestehen, — er war auf dem besten Wege dazu. Von seinen Compositionen will ich nicht reden, denn ich bin kein Musik-verständiger; aber er war gut Freund in allen Zeitungs-Redaktionen, und diese Freundschaft wußte er zu verwerten. Wenn er mit irgend einem jungen Dichter beim Champagner nur über die Idee zu einem Libretto gesprochen hatte, war Tags darauf mit Bestimmtheit in allen Zeitungen zu lesen, daß der talentvolle Componist Wiese-Warnsdorff eine neue Oper, Operette, Oratorium, oder was weiß ich, vollendet habe, und daß „man“ der Aufführung dieses neuen Werkes mit Spannung entgegensehe. Mit einem Worte, er verstand die Kellame, und

da er es nicht nötig hatte, auf Geldverdienst zu sehen, so nahm er einfach die gesellschaftlichen Vortheile in Anspruch, welche in einer großen Stadt demjenigen zufallen, der für einen talentvollen Menschen gilt, ohne daß er bis dahin etwas Rennenswerthes geschaffen hätte.

Natürlich wurde ich ihn nicht gleich wieder los. Er begleitete mich zu Vossitow und nahm ein halbes Tau-send von den Cigaretten, die ich zu rauchen pflegte, da ich, wie er meinte, als Gourmand in Tabak bekannt sei. Dann lud er mich zu Dresel zum Frühstück, aber ich entschuldigte mich, daß ich dringend auf der Redaction zu thun habe. Er hatte behauptet, halb verhungert zu sein; trotzdem ließ er es sich nicht nehmen, mich nach der Redaction zurückzubegleiten, selbstverständlich Arme in Arme. Es war ein Sonnabend, und für den Abend natürlich, trotzdem keine Saison war, eine Theater-Première angesezt. Er sprach die Hoffnung aus, mich dort zu sehen, und ich bedauerte, nicht erscheinen zu können. Endlich lud er mich für den nächsten Tag, den Sonntag, ein, mit ihm nach dem Grunewald zu fahren; — er hatte mit seiner Frau auch zugleich eine Equipage geheirathet.

Es war dumm genug, daß ich ihm die Wahrheit sagte. Für diesen Sonntag hatte mich nämlich Tasczewski eingeladen, eine Dampferpartie des Polen-Vereins, dem er und seine Braut als Mitglieder angehörten, nach der Oberspree mitzumachen. Ich hatte zugesagt, weil ich herausfand, daß Tasczewski sich mit dieser Einladung ein wenig revanchieren wollte, und weil ich gern that, was ich thun konnte, um ihm das Gefühl der Verpflichtung, das er mir gegenüber empfand, zu erleichtern. Als ich jetzt nur das Wort „Polen-Verein“ gesprochen hatte, wußte ich, daß ich eine Dummheit gemacht hatte. Herr Wiese-Warnsdorff blieb plötzlich wie angenagelt vor mir stehen, trotzdem wir uns gerade an der Kranzler-Ecke befanden und jeder Stillstand unvermeidlich dazu führen mußte, getreten oder gestoßen zu werden.

„Was Sie sagen, Baron, also es gibt hier einen Polen-Verein,“ sagte er, höchst interessirt, und da er meinen Arm losgelassen hatte, saßte er unbarmherzig einen Knopf meines Rockes. „Und der macht morgen einen Ausflug? Wissen Sie, es hilft Ihnen Alles nichts, da müssen Sie mich einführen!“

Ich begriff sein Interesse nicht, und vor allen Dingen lag mir gar nichts daran, den ganzen Sonntag Nachmittag an ihn gefesselt zu sein. Ich zeigte mich also ziemlich zugeklopft. „Das ist eine geschlossene Gesellschaft, in der ich selbst nur Guest bin, und ich glaube nicht —“

Aber er ließ mich gar nicht ausreden. „Ich muß die Partie mitmachen, Baron, hören Sie, ich muß. Und wenn Sie mich nicht einführen wollen, so lauere ich Ihnen an der Zannowitzbrücke auf und steige einfach mit Ihnen in den Dampfer. Sie müssen nämlich wissen, ich schreibe eine Operette —“

Sobald ich das hörte, machte ich meinen Rockknopf gewaltsam los und zog den Schwärzer von der Kranzler-Ecke hinüber zu Bauer. Denn ich war eben zum dritten Male auf den Fuß getreten worden, selbstverständlich ohne daß der Attentäter um Entschuldigung gebeten hatte, da ich es ja war, der im Wege stand; und ich kannte Herrn Wiese-Warnsdorff, — wenn er erst einmal angesangen hatte, von einem seiner Werke zu sprechen, dann zwang er einen, ihm zuzuhören.

Wir gingen zu Bauer hinauf, und ich setzte mich geduldig in eine Sophie-Ecke. Wenn man bequem für die Unterfunkst seines Leibes gesorgt hat, kann man schon leichter etwas über sich ergehen lassen.

Also er schreibe eine Operette, erzählte er mir, und diesmal sei es Ernst. Um mir zu beweisen, daß es wirklich Ernst sei, meinte er mit der ihm eigenen Offenheit, genüge es ja, daß ich über dieses Werk noch nichts in den Zeitungen gelesen habe. Da ich dennoch skeptisch lächelte, — ich konnte ja nicht wissen, ob er mich nicht auf diese Weise für die erste Klammere-Notiz sangen wollte, — zeigte er mir auch Briefe von dem Director einer Berliner Bühne, dessen Musentempel in andere Hände übergegangen war und deshalb im Sommer des nächsten Jahres geräumt werden mußte. Dieser Director schrieb ihm, daß er nach der Einführungnahme des Librettos und der Composition einiger Hauptnummern nicht abgeneigt sei, seinen neuen Musentempel mit der Operette des Herrn Wiese-Warnsdorff zu eröffnen. „Ein Abenteuer Johann Sobieski's“, sollte die Operette heißen, ein Kralauer Ballett eigens für einige National-tänze engagiert werden, — und was weiß ich, was er mir von Ausstattungs- und sonstigen Effecten noch Alles erzählte. Wenn ich also auch an der Sache um so weniger zweifeln konnte, als er mich ausdrücklich und ernsthaft um Discretion bat, damit die Wirkung der unabänderlichen Thatsache nachher eine um so größere sei, konnte ich mir doch noch immer nicht erklären, was das „Abenteuer Johann Sobieski's“ mit der Landpartie des Polen-Vereins zu thun habe.

Herr Wiese-Warnsdorff ließ mich darüber nicht lange im Zweifel: „Sie können Sich denken, liebster Baron, daß es mir an Melodien nicht fehlt. Aber sehen Sie,

wenn das Publicum eine Operette hört, die in Polen spielt, dann verlangt es auch in der Musik etwas Originelles, Nationales. Man kann sich da ja an Vorbilder halten, natürlich, aber man erreicht dann doch nie den Eindruck voller Frische und Ursprünglichkeit. Auf einer Landpartie wird getanzt und gesungen; auf einem Ausflug des Polen-Vereins natürlich polnisch, — sehen Sie, Baron, da kommt man in Stimmung, da findet man Ideen und Rhythmen, — Sie begreifen, daß Sie mir Gelegenheit verschaffen müssen, an dem Ausfluge teilzunehmen.“

Ich begriff jetzt allerdings, aber ich hatte immer noch keine Lust, ihm behülflich zu sein. „Sie sind reich und unabhängig,“ sagte ich; „wenn Sie es ehrlich mit Ihrer Kunst meinen, warum gehen Sie nicht für einige Monate nach Kralau oder auf ein polnisches Dorf, um polnisches Leben zu studiren? Ich fürchte, Sie werden in den wenigen Stunden der Dampferpartie wenig Anregung finden.“

„Ich dachte auch daran,“ erwiderte er phlegmatisch, „aber die polnischen Hotels sollen so wenig comfortable und die polnische Küche ungenießbar sein. Und dann, glauben Sie mir, das genügt wirklich.“

„Nun, wenn Sie so talentirt sind im Anempfinden, dann will ich nichts mehr dagegen sagen,“ meinte ich, ziemlich resignirt. Da fiel mir noch ein Mittel ein, ihn vielleicht los zu werden, denn ich wußte, wie hoch er die Rose trug, seitdem er von dem Gelde seiner Frau lebte. „Ich will Sie aber vorher darauf aufmerksam machen,“ sagte ich, „daß die Gesellschaft, in die Sie kommen, nicht die beste ist. Sie dürfen sich nicht einbilden, daß Sie da etwa den Prinzen Radziwill oder so jemanden kennen lernen. Das sind Handwerker, Schuster, Schneider —“

Ich betonte den letzten Stand besonders, weil ich wußte, daß der Vater des Herrn Wiese-Warnsdorff ein ehrsame Schneidermeister gewesen war. Aber das hinderte ihn nicht, ein wenig von obenher zu fragen: „Und wie kommen Sie in die Gesellschaft, Baron?“

Ich mußte wirklich innerlich über sein Gesicht lachen, als ich wie etwas Selbstverständliches sagte: „Mein Freund, ein Seher aus unserer Druckerei, hat mich eingeladen.“

„Ihr Freund? Ein Seher? Er hat Sie eingeladen? Und er wird auch für Sie bezahlen?“

„Wenn ihm das Spaß macht, werde ich es ihm nicht übel nehmen,“ sagte ich ruhig, und ich amüsierte mich königlich darüber, wie sich seine Indignation sogar darin äußerte, daß er seinen Rockschöß unwillkürlich ein wenig an sich zog. Dann hielt ich es aber doch an der Zeit, ihn wenigstens in allgemeinen Umrissen über die Situation aufzuläutern. Er entschloß sich dazu, es furchtbar interessant zu finden, wenn man einen Menschen, mit dem man als Kind gespielt, nach zwanzig Jahren wieder sieht, und im Hinblick darauf verzichet er großmuthig meinem Umgang, verzichtete aber nicht etwa darauf, die Partie mitzumachen.

Da er sich nicht davon abringen ließ, mich am nächsten Tage mit seiner Equipage von meiner Wohnung abholen zu wollen, sagte ich ihm, daß er sein Theilnehmer-Billet bei mir vorfinden würde, denn ich wußte, daß Tasczewski keine Schwierigkeiten haben würde, noch eines zu beschaffen. Herr Wiese-Warnsdorff schwiegte schon in den Triumphen seiner Operette, die jetzt, daran zweifelte er nicht mehr, unbedingt durchzuschlagen mußte, und als ich ging, sagte er mir mit einem strahlenden Lächeln: „Ich werde es Ihnen nie vergeßen, Baron, daß Sie mir den Weg zur Unsterblichkeit geebnet haben.“

„Es soll mich freuen, wenn ich auf diese Weise wenigstens ein Plätzchen im Conversations-Lexicon finde,“ antwortete ich, und es war nicht meine Schuld, daß er, was ich sagte, für bare Münze nahm. —

Einen prächtigeren Septembertag, als der folgende Sonntag es war, hätten wir uns für unseren Ausflug nicht wünschen können, — die Luft klar und durchsichtig, der Himmel blau, die Sonne warm, ohne lästig zu werden. Pünktlich hielt der Wagen des Herrn Wiese-Warnsdorff vor meiner Wohnung. Im Stillen hatte ich gehofft, die Bekehrung würde ihm leid werden, aber er war augenscheinlich entschlossen, die Unsterblichkeit um jeden Preis, selbst mit einem Nachmittag in schlechter Gesellschaft, zu erlaufen. Sein Ton gegen mich war noch um eine Schattierung vertraulicher geworden; jedenfalls glaubte er, mir näher gekommen zu sein, seitdem er wußte, daß ich einen Menschen zu meinen Freunden zählte, der nicht zu den „Gebildeten“ gehörte.

Uebrigens war unser Empfang an der Zannowitzbrücke derartig, daß er selbst diesem Herrn Respect einschöpfen konnte. Tasczewski, der mich schon erwartet hatte, ließ seine Braut vom Arme, öffnete den Wagenschlag und bewillommene mich mit seiner demütigen Herzlichkeit, die mich jedesmal verlegen machte, und aus der Herr Wiese-Warnsdorff sofort entnehmen mußte, daß uns doch wohl noch ein besonderes Band verknüpfe, von dem ich ihm nichts gesagt hatte. Und als ich Tasczewski bat, mich den Herren des Vorstandes vorzu-

stellen, kamen mir diese schon entgegen, — Tasczewski hatte jedenfalls mehr, wie billig, Gutes von mir erzählt. Vielleicht imponierte den Herren auch die elegante Equipage, die sie falschlich für die meinige hielten, und wie ich aus ihren ersten Worten herauhörte, war es ein seltener Fall, daß einer, den sie zu den Vornehmern ihres Landes rechneten, sich persönlich bei ihnen zeigte. Mir lag wahrhaftig nichts daran, daß sie mir deutlich sagten, wie sie es sich zur Ehre rechneten, mich bei sich zu sehen; aber Tasczewski war augenscheinlich stolz darauf, daß ich so empfangen wurde. Ich traue es ihm sogar zu, daß er direct über mich gelogen hatte, um mich in ihren Augen so hoch zu stellen, wie ich in seinen eigenen stand.

Wenn es Herrn Wiese-Warnsdorff darum zu thun war, Eindrücke für sein „Abenteuer Johann Sobieski's“ zu sammeln, so hatte er sein Mitkommen nicht zu bereuen. Wir waren ziemlich spät angelangt; auf den beiden, vom Comite des Polen-Bereins gemieteten Dampfern wimmelte es schon von Menschen, und auch auf der Landungsbrücke, die damals noch zu dem runden Anlege-Pavillon führte, drängten sich Männlein und Fräulein, die das Schauspiel unserer Antunft dort zusammengeztaut hatten. Rings um uns lebhafte, blühende Augen, Gesichter, die von dem gewöhnlichen Typus der Berliner allerdings ein wenig grell abstachen, dazu die scharf accentuierte Musik der polnischen Sprache. Die Frauen, alt und jung, trugen die lecke Consöderata auf den Köpfen, und wenn sie für diesen kurzen Sommerausschlag auch nur aus Papier gefertigt war, so erfüllte sie doch ihren Zweck, — sie gab den Gesichtern einen Anflug natürlicher und reizender Kostümerie. Die Männer hatten sich mit einer roth-weißen Rosette das Knopfloch geschmückt, an die polnischen Landesfarben und den polnischen Adler im silbernen Felsde erinnernd, der nie mehr seine Schwingen zu dem stolzen Fluge erheben wird, mit dem er einst unter Sobieski zur Rettung Wien's heranrauschte. Der Name, den ich trage, müßte nicht im goldenen Buche von Krakau verzeichnet stehen, wenn es mich nicht gerührt hätte, diese Erinnerungen an eine ruhmreiche Vergangenheit zur Schau getragen zu sehen. Und damit der Stachel nicht fehle in diesem Bilde, das mir an's Herz griff, sah ich Beamte der politischen Polizei mit Späherblicken das Gewühl durchmustern.

Dieser harmlose Verein beabsichtigte indessen nichts weniger, als eine Demonstration gegen Deutschland, und um polnische Belleitäten war es den Theilnehmern der Partie nicht zu thun, wenn sie sich ihrer Heimath und ihrer Nationalität erinnerten. Es ist wahr, sie sangen im Chor: „Noch ist Polen nicht verloren“, als sich die beiden Schiffe in Bewegung setzten, und es klang jauchzend von den Mauern der Häuser zurück, welche die Spree einsäumen. Aber ich zweifle, ob einer von den Leuten es mit anderen Gefühlen gesungen hat, als etwa der Deutsche sein: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“, oder: „In einem lüchlen Grunde“. Ein Volkslied, in das Jeder einstimmt, — weiter nichts!

Ich hatte auf dem Verdeck neben Irma Cibulla meinen Platz genommen, dort, wo man sah, wie die Schaufeln das Wasser aufrührten und den schwämmenden Blick hinter sich warfen. Die Herren vom Vorstande kümmerten sich in seinem Tactgefühl, — nachdem sie mir die Ehre angethan hatten, von der sie glaubten, daß sie mir gebühre, — nicht weiter um mich, als daß im Laufe des Nachmittags ab und zu einer im Vorübergehen freundlich fragte, wie es mir bei ihnen gefalle. Ich hatte Zeit, dem Mädchen ein wenig auf den Zahn zu fühlen, denn Tasczewski unterhielt sich mit Herrn Wiese-Warnsdorff, der sich möglichste Mühe gab, den Liebesswürdigen zu spielen und es bei diesem Versuche zu einer unglücklichen Art von Herauslassung brachte, die mich fast für meinen Freund verlehrte. Was mir an Irma Cibulla gefiel, war eine seine Zurückhaltung, die mich um so mehr überraschte, als ihr die Consöderata ganz besonders ledig zu Gesichte stand. Sie sprach auch sehr nett von Tasczewski, und in ihrem Benehmen gegen ihn war sie liebenswürdig und weiblich, wenn sie auch von auffallenden Zärtlichkeiten, wie sie Brautleute nicht nur ihres Standes manchmal gern zur Schau tragen, nicht viel merken ließ. Eines nur ärgerte mich, — der Geschmac, den sie in ihrer Kleidung offenbarte. Das schwarze Kleid saß unadelhaft und war modern gearbeitet, auch von gutem Stoff, und die weiße Rüsche, die sie um den Hals trug, war weder durch einen bunten Schlipps noch durch ein werthloses Schmuckstück verunziert. Es war nichts an ihr, was einem gebildeten Auge hätte missfallen können. Und das ärgerte mich, sage ich, denn für Frauen ihres Standes, die nun einmal kein anderes Schicksal haben, als sich das ganze Leben hindurch um das liebe Brod quälen zu müssen, ist es eine traurige Missetzung, wenn ihnen Geschmac angeboren ist, ein wirklicher Geschmac, der sich nicht mit einem bunten Flitter absünden läßt. Tasczewski würde niemals in die Lage kommen, ihr nach dieser Richtung hin freien Spielraum

gewähren zu können, ihm selbst fehlte dieser Sinn auch vollständig, denn er hatte sich in einen Sonntagsstaat geworfen, den ich lächerlich gefunden haben würde, wenn Tasczewski nicht mein Freund gewesen wäre; — dieser Geschmac gehörte nicht in Irma's Sphäre, und ich hätte etwas darum gegeben, wenn sie eine grell carrierte Cravate oder wenigstens eine bunte Porzellanschale auf der Brust getragen hätte, wie die anderen Frauen und Mädchen, die um uns herum saßen.

Wir fuhren weit hinaus; alle die Vergnügungsorte an der Spree, die an schönen Sommerabenden von den Berlinern überflutet werden, blieben hinter uns. Der schwermütige Hauch, der über dieser Niederungslandschaft liegt, dort, wo der Fluß sich schon seartig verbreitert, wo überall aus den grünen Wiesen Wasserarme aufleuchten und mit Fichten bewachsene Hügel so etwas wie einen Horizont bilden, blieb auch auf die empfänglichen Gemüther unserer Gesellschaft nicht ohne Einfluß. Die Landung war keine leichte Sache, denn der Ufergrund war flach, und die Verbindung zwischen dem Lande und den Dampfern wurde durch schmale Bretterstege vermittelt, die leineswegs sehr zuverlässig aussahen. Aber es ging Alles glücklich von statthaft, und das ängstliche Gefreisch der Frauen trug nur dazu bei, die heitere und lebhafte Stimmung, die auf der langen Fahrt sich etwas abgeschwächt hatte, wieder zu heben. Auch hier wieder mußte ich die Bezeichnung machen, daß Irma Cibulla nicht war, wie die übrigen. Sie zierte sich nicht, sie that nicht ängstlich, sie ging ruhig und ohne Stütze über den Brettersteig, und dabei trug sie den Kopf so hoch, wie manche andere nicht auf ebener Erde. Es wäre ja lächerlich, wenn ich behaupten wollte, daß mir das an sich nicht gefallen hätte, — aber das gehörte nicht zu Tasczewski, das pochte nicht zu ihm.

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Nachdruck verboten.

Speckbacher.

Von Fr. Colberg.

Siehe das Bild von Franz von Defregger, Seite 4 und 5.

A unter den Helden der Tiroler Freiheitskämpfe ragt, neben Andreas Hofer, seiner höher empor, als Joseph Speckbacher, „der Mann von Rinn“. Wohl wird sein Ruhm ein wenig in den Schatten gestellt durch denjenigen des Sandwirthes, — denn die Volksliebe umgibt keinen Helden mit wärmerer Verehrung, als Den, der mit seinem Blute seine Überzeugung bestiegeln mußte; — aber so lange noch glühende Vaterlandsliebe, unerschütterliche Treue gegen den angestammten Herrscher, immer wankende Tapferkeit im Streite und Unverzagtheit in höchster Noth als schönste Manneszierden gelten, so lange wird auch der Name Joseph Speckbacher's unvergessen bleiben.

Alle die genannten Tugenden finden wir in dem „Mann von Rinn“ vereinigt. Diesen Namen führte er von dem Orte, in dessen Nähe er ein Besitzthum erworben hatte. Der ehemalige Wildschütz, geboren am 13. Juli 1767 als Sohn eines Bauern im Unteripöck im Gnadenwalde, lebte auf seinem Bauernhofe bei Judenstein, einem Wallfahrtsorte in der Nähe von Rinn, als ruhiger, ehrsame Hausvater, bis die Kriegsgefahr ihn wieder die Büchse in die Hand drückte. Er befand sich unter denen, die sich im April 1797 den in Tirol einbrechenden Franzosen in den Weg stellten, und sochi mit in jenem blutigen Treffen auf der Höhe von Spinges, in welchem Katharina Vanz, das im Liede gefeierte „Mädchen von Spinges“, tapfer an der Seite der Männer stift, drei der Feinde im Handgemenge erlegte. Auch von den Streifzügen, welche die Tiroler 1800 und 1805 wider die Franzosen unternahmen, blieb Speckbacher nicht fern, sodas sein Name unter seinen Landsleuten bereits einen guten Klang hatte, als im April 1809 die Volkserebung ausbrach. Auf die Schilderung der verschiedenen Phasen des Kampfes müssen wir verzichten und uns begnügen, kurz zu erwähnen, daß Speckbacher in all den zahlreichen Treffen und Scharmüthen eine Verwegenheit ohne Gleichen bewies, vorzüglich die erwarteten Siege anzunehmen wußte, vor der Übermacht zurückweidend und, selbst geschlagen, stets festen Muthe blieb und mit dem Beispiel seiner persönlichen Aufopferung die Vaterlandserhebiger zu bewundernswürdigen Thaten anfeuerte. Auch in den Adern seines elfjährigen Sohnes Andreas machte sich das Heldenblut des Vaters geltend. Bei dem Sturm auf die Haller Brücke, am 29. Mai, gewährte Speckbacher zu seinem Erstaunen den Knaben im Gefechte, — er las die Stufen auf und trug sie den Schützen zu, — und nur gewaltsam ließ sich „Anderl“ zurücktreiben. Aber nicht für immer. Als Speckbacher, der sich im Auftrage Hofer's in das Salzburgische begeben hatte, um dort die Bevölkerung zur Erhebung aufzurufen, in St. Johann dem Einzug einer Schützen-Kompanie zuschaute, erblickte er einen Knaben unter den Männern und meinte: „Nun wird mir der Sandwirth bald noch Kinder nachziehen!“ Der Knabe war Anderl, der fortan, ganz wie ein Großer bewaffnet, an der Seite des Vaters bleibend durfte und auch im heiligsten Gefechte nicht von ihm weich. Im Treffen von Welled, am 16. October, in welchem Speckbacher selbst durch Kolbenstoß schwer verletzt wurde und beinahe gefangen genommen wäre, fiel Anderl in die Hände der Feinde. Ein edler Zug von König Maximilian I. von Bayern war es, daß er den Sohn des „Rebellen“, auf dessen Kopf ein hoher Preis gesetzt war, gut behandeln und auf seine Kosten in einer Erziehungsanstalt auszubilden ließ.

Hin und her hatte mit wechselndem Glück der Kampf gewogt. Mehrmals hatten die Landesverteidiger Tirol von den Feinden befreit, aber in Österreich nothgedrungen aufgegeben und auf sich selbst angewiesen, mußten sie der Lebverbucht erliegen. Schon Ende August, da infolge der Bedingungen des Waffenstillstandes Tirol von den österreichischen Truppen geräumt werden sollte, hatte Speckbacher auf Befehl mehrerer Offiziere, die ihm die Zwecklosigkeit weiteren Kampfes darlegten und ihn aufforderten, mit nach Österreich zu ziehen und sein Leben für bessere Zeiten aufzupäppen, den Plan erwogen, dem Vaterlande den Rücken zu wenden. Aber der Aufruf Hofer's: „Seppel, auch Du willst mi in Stück lassen!“ warf diesen Plan wieder um, und gleich dem Sandwirth entschloß sich Speckbacher zur Verteidigung des Vaterlandes bis zum letzten Atemzuge.

Die Vorbereitungen zu dieser, der zweiten Befreiung vorausgegangenen Erhebung hat uns Franz Defregger in seinem herlichen Bilde, das eine der schönsten Szenen der Berliner Jubiläums-Ausstellung bildete, vorgeführt. Während Hofer in's Bastei-Land sich aufgemacht hatte, war Speckbacher nach Brixen geeilt, den Landsturm aufzurufen. In's Kreuzwirthshaus hat er die Getreuen entboten, ihnen den Befehl des Oberkommandanten zu zeigen und ihnen seine Weisungen zu ertheilen. Während rechts am Thore der „Generalstab“ mit der Entwurfung des Kriegsplanes beschäftigt ist, hält der „Mann von Rinn“ seine Ansprache, so feurig und hinreißend, wie er zu reden verstand: „Wacht auf! Die Zeit der Erlösung ist da!“ Lautschen sie auch äußerlich ruhig seinen Worten, im Innern dieser wetterhaften Männer lodert sprühender Zorn, und in ihren Augen flammt jene düstere Gluth, die von furchtbarem, unabänderlichem Entschluß fündet. Bald werden wieder die Feuer von den Bergen leuchten, die Breitbuchen mit ihren rothen Fähnlein die Flüsse hinunter schwimmen, Boten von Ort zu Ort eilen mit den Zeiten: „Es ist Zeit!“ Und von den Kirchhügeln werden die Gloden stürmen, — das Grablied für die durch die engen Thäler heranziehenden Feinde, auf welche die Salven der Tiroler Schützen, die Lawinen der geloderten Steine herniederrönnern.

Joseph Speckbacher, der „Feuerzeug“, wie er von den Franzosen genannt worden, hat das Glück erlebt, sein Vaterland wieder befreit zu sehen, und auch den Lohn seiner Treue, seiner heldenmütig ertragten Leiden erhalten. Es ist hier nicht der Ort, von diesen letzteren zu berichten, aber fast noch mehr in ihnen, als in den Thaten der Tapferkeit haben wir den ungeheuren Mannesmut zu bewundern. Eines freilich ist ihm sein Vaterland, das doch so einmuthig in der Verbehrung des Helden ist, noch schuldig geblieben, das Denkmal, wodurch sonst ein Volk seine großen Männer zu ehren pflegt. Aber bedarf der Mann von Rinn eines solchen Monuments? Hundert Stätten sind unvergängliche Zeugen seines Ruhmes, und im Angedenken seines Volkes wird er leben, so lange der Innstrom noch Wasser führt, so lange noch Berge im Lande Tirol gen Himmel ragen.

G. Th.

Nachdruck verboten.

Wem sieht er ähnlich?

Von Julius Weil.

Geliebte Mama!

Was wirst Du von mir denken? Wieder liegt keine Photographie von unserm Jungen bei! Ich bin untröstlich, aber schuldlos, liebe Mama, wir alle sind es, — er ist eben nicht zum Sagen zu bringen. Gestern waren wir, Vater, Mutter und zwei Bedienungsmannschaften, zum dritten Male beim Photographen; eine halbe Stunde lang quälte sich der arme Mann, unterstützt durch unsere Bitten, Versprechungen und Drohungen, ihn auf einen Augenblick in eine ruhige Pose zu bringen, — umsonst! Endlich flappete der gefräste Künstler seinen Kasten zu und zog sich schlendrig in seine Camera obscura zurück, indem er uns das vernichtende Wort entgegenschleuderte: solch ein Ausbund sei ihm noch nie vorgekommen! Verächtlich verliehen wir die Stätte, denn auf die Eltern fällt ja doch schließlich die Schande, — während unser ungerathener Sohn triumphirend das Weite suchte und beinahe eine Treppe von sechzehn Stufen hinuntergestürzt wäre. Natürlich machte mir sein Vater hinterdrein die bittersten Vorwürfe. Ich war selbstverständlich an Allem schuld, — als ob der Junge nicht sein leibhaftiges Ebenbild wäre! . . .

Du fannst Dir keinen Begriff davon machen, liebe Mama! Es ist lächerlich, wie ein Mann in voller Kraft und ein Bürtchen von kaum drei Jahren sich so fabelhaft ähnlich sein können. Gerade so stelle ich mir Rudolf Vater vor, als er noch in Pumphöschen durch die Welt spazierte. Er behauptet zwar, daß er ein musterhaft artiges Kind und das genaue Gegenteil von unserem Wildfang gewesen sei; aber seinen Berichten über die eigene Vergangenheit habe ich allen Grund zu mißtrauen: er summt gern ein Bistchen, und an den Rusterknaben, den er aus sich machen will, glaubt ich schon gar nicht. Wo sollte der Junge auch alle diese Streiche herhaben, wenn er nicht die Anlage dazu von seinem Vater geerbt hätte? Ich berufe mich auf Darwin. Du müßtest nur sehen, geliebte Mama, wenn er, Papa's Hut auf dem Kopfe und Papa's langen Spazierstock hinter sich herschleppend, gravitätisch durch die Zimmer spaziert: dieselbe kerzengerade Haltung, dasselbe Aufwärtswerfen des Kopfes, — ja, denkt Dir, genau wie Rudolf Vater hält er dabei die linke Hand hinten auf dem Rücken, — es ist zu drollig!

Doch das ist nur ein kleiner Zug. Aber sieh nur seine Augen an: dasselbe dunkle Feuer, dieselbe Energie! Das ganze Gesicht von demselben, ich möchte sagen, trocken Ausdruck. Das Haar genau so aufwärts gesträubt, wie bei seinem Papa. Wenn er lacht, sieht man seinen Vater lachen, und was das Komischste ist, um seinen übrigens nicht gerade kleinen Mund spielt schon jetzt der ironische Zug, durch den sich sein Papa manchmal ein ganz klein wenig unausstehlich macht. Und nun erst sein Charakter! Wenn man ihm den Willen thut, ist er um den kleinen Finger zu wickeln, — ganz wie ein gewisseremand; wenn nicht, so muß Alles erzittern vor seiner Ungnade, — ganz wie bei einem gewissenemand. So habe ich denn jetzt zwei Thrennen statt eines!

Nun, geliebte Mama, weißt Du genau, wie Dein Enkel Rudolf aussieht, äußerlich und innerlich. Du wirst Dich leider mit diesem Conterfei begnügen müssen, bis wir ihn einmal glücklich auf die Platte des Photographen gebracht haben werden. So viel steht fest: er ist ein lieber, süßer, goldner Taugenichts, — gerade wie sein älterer ego, welches hinter mir steht und mich zum Schlüsse treibt, an welchem ich Dich und Papa tausendmal grüße und küssé als

Eure treue Tochter
Elly.

Berleundung, theure Mama, Berl. undung! Weil er ein Taugenichts ist, gleicht er natürlich seinem Vater. O Weiber! Weiber! Lassen Sie mich Ihnen die volle Wahrheit befehlen, aber verrathen Sie mich nicht, liebe Mama! Er hat, Gott sei Dank, nichts, gar nichts von seinem Ungerheber von Vater, sondern Alles von seiner reizenden Mutter! Wollen Sie Elly's entzückende, in tausend Lichtern spielende blaue Sterne, wollen Sie diese schönsten aller Augen zum zweiten Male bewundern, blicken Sie Ihren Enkel Rudolf an; und wünschen Sie zu wissen, welche Farbe sein üppiger Haarschmuck hat, so vergegenwärtigen Sie Sich die blonden Zöpfe auf dem köpfchen Ihres Lieblingstochter Elly. Ich wäre unglaublich, hätte er, wenn auch nur in der entsprechenden Verkleinerung, einen Anflug meines Geruchorganes oder gar ein ähnliches Riesenohr von Mund, wie solches sich in meinem Angesicht aufthut. Aber zum Glück hat er Mund, Nase und Alles, was sonst den Menschen verschön, von einer gewissen Dame, — selbstverständlich in's Männliche, kräftige, Energetische übertragen. Von den Eigenschaften seines Charakters lassen Sie mich gar nicht erst sprechen! Sie kennen Ihre Tochter Elly zu gut, um sofort zu wissen, was Sie von Ihrem Enkel Rudolf zu erwarten haben. Sein Herz ist das Herz seiner Mutter, wie sein Antlitz die Büge ihres Antlitzes trägt. Und das ist das Beste, was ihm die Natur mitgeben konnte. Es wäre schlimm, wenn die Jungen immer ihren Herren Vätern glichen! Elly nennt ihn einen Wildfang, einen Tyrannen, — warum nicht gleich einen asiatischen Despoten? Wenn man einen Knaben so unglaublich verwöhnt, wie Ihre Tochter Elly den meinigen, so müßte dieser Knabe ein Wunderkind sein, wenn er nicht übermäßig würde. Daß er sich gegen das Photographiren sträubt, finde ich nicht tadelnswert. Er ahnt, daß das Photographiren nur ein mangelhaftes, äußerliches Bild der Persönlichkeit gewähren kann. Und Sie, theure Mama, werden Sie gewiß nicht vermissen, nachdem ich Ihnen unsern Jungen geschildert habe, wie er lebt und lebt. Mit herzlichen Grüßen an Papa

Ihr Sie verehrender Sohn

Rudolf.

* * * * *

Liebe Elly! Lieber Rudolf!

Kinder, was habt Ihr angerichtet! Mama ist außer sich! Sie weiß nun gar nicht, wie sie sich eigentlich ihren geliebten Enkel Rudolf vorstellen soll: ob als blonden Engel oder als schwarzes Teufelchen. Eure widersprechenden Schilderungen haben sie völlig irre gemacht. Folgendes ist das Bild, das wir uns nach diesen Schilderungen entworfen haben:

Rudolf ist ein zarter Knabe von kräftigem Gliederbau. Seine schmächtige Gestalt zeigt volle Formen, und sein düster sprühendes Auge strahlt in mattblauem Glanze. Auf einem eifigen Kopfe, welchem ein längliches Stumpfnäschen einen weiblich sanierten, aber energischen Charakter verleiht, sträubt sich kurzes, dunkles Haar, während hellblonde Locken seine in son-

riger Heiterkeit leuchtende Stirn umspielen. Sein Mündchen endlich ist so winzig klein, daß man es mit einem Stednadelkopf zudecken könnte, aber ein beladener Heuwagen kann bequem hineinfahren, — hammt Pferden und Kutschern. Von Gemüthsart ist Rudolf nachgiebig, doch voll Eigensinn, launenhaft und stets guter Dinge. Er folgt auf's Wort, und von Allem, was man ihm befiehlt, thut er das gerade Gegenteil. Trotz seiner jungen Jahre hat er ein entschieden kritisches Urtheil, wogegen von irgend einem Nachdenken keine Rede bei ihm ist. Kurz, er gleicht auch in seinen inneren Eigenheiten vollkommen seinem Vater und ist seiner Mutter ähnlich wie ein Ei dem andern!

Wenn Ihr die Gefühle einer Großmama kenntet, so würdet Ihr begreifen, daß es ihr nicht gleichgültig sein kann, wenn man ihr einziges Entstellu zu einem so widerspruchsvollen Doppelwezen stempelt. Eure Mama hat daher den Enschluß gefaßt, den Jungen in großmütterlichen Augenschein zu nehmen und selbst in letzter Instanz zu entscheiden. Bereitet Euch vor, sie morgen mit dem Abendzuge zu empfangen, und läßt inzwischen meinen Proteus-Enkel Rudolf II. von seinem

Großpapa.

* * * * *

Mein lieber Anton!

Nur die kurze Mittheilung, daß ich glücklich angelangt bin. Es ist ein entzückender Junge, aber sie haben alle beide Unrecht. Nicht die geringste Ähnlichkeit mit dem Vater und noch weniger mit der Mutter. Dir ist er aus dem Gesicht gezeichnet, lieber Alter! Der ganze Großpapa! Sie geben es jetzt Alle zu. Morgen ausführlicher! Deine Louise.

Sorge dafür, daß die Emma gut haushält; sie läßt sich mitunter etwas gehen, wenn ich nicht hinter ihr her bin.

* * * * *

Telegramm.

Wem sieht er nun ähnlich? Muß es selbst feststellen. Komme heute Abend.

Großpapa.

Nachdruck verboten.

Der Sperling der Hauptstadt.

Von Johannes Trojan.

Der Sperling ist der eigentliche Stadt- und Straßenvogel. In die Gärten der Vorstädte kommen allenthalben andere Vögel auch hinein, singen, bauen und brüten. Drinnen in der Stadt nisten und verkehren, abgesehen von den auf den Thürmen wohnenden Raubvögeln, nur wenig Vogelarten. Außer den Sperlingen sind es hauptsächlich die Schwäbchen; vier kurzer Sommermonate bringen diese liebenswürdigen Vögel eine angenehme Abwechslung in die Vogelwelt der Hauptstadt. Im Winter sieht man hie und da eine Krähe schwefelgelben Fluges vorüberflattern oder auf der Schneedecke eines Schmuckplatzes sitzen, und bei anhaltendem strengen Frost kommen tierliche Haubenlerchen von draußen her in die Stadt und mischen sich auf den äußeren Straßen der selben, Nahrung suchend und geschäftig hin und her trippelnd, unter die gefiederten Stadtbewohner. Im Übrigen herrscht in der Stadt der Sperling. Er fliegt auch in den von hohen Mauern eingegneten, armeligen kleinen Gärten hinunter, über den alle andern Vögel hinwegfliegen, und vergift auch nicht, dem ganz vereinsamten Fliederbaum, der an rauschwarzem Wand auf dem Hof einer Fabrik steht, einen Besuch abzustatten. Auf den Standbildern der großen Männer des Vaterlandes nimmt er ohne allen Respekt Platz, setzt sich zu dem alten Fritz auf's Pferd und hüpft auf Goethe's Schulter und auf Schiller's Kopf. Im Winter bevölkert er das fahle Gezweige der Straßenbäume, auf denen er zu verschiedenen Tageszeiten lärmende Versammlungen abhält. Mit Dunkelwerden verschwindet er von den Straßen, aber er steht sehr früh auf, und um die Morgendämmerung schon findet er sich wieder mit Seinesgleichen zu Besprechungen zusammen, an denen nicht Jeder, der um diese Zeit wach ist, Gefallen findet.

Für viele Bewohner Berlin's ist der Sperling der einzige Vogel, den sie einigermaßen genau kennen lernen; er ist der Vogel überhaupt für sie. Andere Vögel kennen sie nur von Hörensagen oder aus Abbildungen oder haben sie flüchtig einmal zu sehen bekommen. Darum haben auch Biele ihre Freude an ihm. Er ist immerhin doch ein Vogel, wenn auch kein vornehmer, er hat doch zwei kleine Flügel und zwei Vogelbeinchen, und sein Federkleidchen, wenn auch nur einfach, erscheint doch gar nicht so übel, wenn man es genau besieht. Wenn er sein Köpfchen hin und her wendet, hat er etwas sehr Schallhaftes, und mit aufgeblähtem Gefieder auf einem Fensterstunsch sitzend, sieht er überaus drollig aus. Manche freilich wollen an dem Sperling keine gute Feder lassen und sagen, eigentlich sei er gar kein Vogel, sondern eine Art von zweibeiniger, fliegender Mensch und ein schädliches Thier, das keine Schonung verdiente. Am schlimmsten sind die Berliner Gärtnerei auf ihn zu sprechen. Alles gebrannte Herzeleid, behaupten sie, fügt er ihnen zu. Frech verpeist er ihre mühsam gezogenen Früchte, ihre Saaten plündert er, und den Radieschenkämen nimmt er so rein aus dem Boden auf, daß auch nicht ein Korn zurückbleibt. Und wenn er es nur aus Roth thäte! Aber nein, aus blohem Mußwillen, — wenn es nicht Bosheit genannt werden muß, — zerstört er, was ihm in die Augen sticht. Die hübschesten Blumen bricht er ab und streut sie auf dem Boden umher, als erwarte er ein Brautpaar im Garten, und von einem jungen Baum ist er im Stande sämtliche Knospen abzuwickeln, ohne daß er eine einzige davon verzehrt. Daß auch der Sperling zum Hutshum der Damen herangezogen wird, freut daher sicherlich die Gärtnerei, und gewiß haben sie es mit Vergnügen gelesen, was neulichemand in der Zeitung erzählte: daß er in einem Hutvogel-Geschäft einen Satz mit zehntausend Sperlingsköpfen gekauft habe.

Wo die ungeheuren Scharen von Sperlingen, die in der Hauptstadt anzutreffen sind, wohnen? Die Antwort lautet: überall. Anspruchslos in Bezug auf Wohnungen, wie sie sind, finden sie allerorten einen Platz, um ihr leichtfertig gebautes Nest anzubringen: in Mauerlöchern und hinter Dachrinnen, in Schornsteinen, auf den Bodenräumen von Speichern und Fabrik-Bauten, die ihnen zugänglich sind, in den Gesträuden der städtischen Parks, in dichtem Erythrum, der an Mauern gezogen ist. Wo sie einigermaßen sicher vor den Nachstellungen von Menschen und Thieren sind, richten sie sich wohnlich ein, wenn man das wohnlich nennen kann, wie sie sich einrichten. Sie haben

eigentlich nur Schlafräume, wo ihre Jungen, echte Proletarier-Kinder, ausgebrütet und aufgezogen werden, bis sie groß genug sind, um auf eben die Art, wie ihre Eltern, sich durch's Leben zu schlagen. In großer Zahl nisten sie in den Einfahrtshallen der Bahnhöfe, und jeder in der Hauptstadt ankomende Fremde wird zuerst durch ihr Gezwitscher begrüßt, aus dem leicht allerhand ironante Bemerkungen sich heraus hören lassen.

Im Zoologischen Garten hat der Sperling einen starken Bekämpfer, weil daselbst viel für ihn abfällt. Dreist, wie überall, tritt er auch dort auf. Wenn für die Fasanen und das andere vornehme Geflügel der Tisch gedeckt und das Essen aufgetragen ist, stellt er sich ein und nimmt als ungebetener Guest Theil an der Mahlzeit. Er folgt den Menschen in das Innere der Häuser, wo allerhand exotische Vögel in großen Volieren untergebracht sind. Durch die Maschen des Drahtgitters, die im Verhältnis zu seinem Körperumfang sehr klein scheinen, schlüpft er im Fluge hindurch mit unfehlbarer Sicherheit. Drinnen unterruht er, was die fremden Herrschaften zu essen haben, und spaziert ledig auf ihren Schnüffeln umher. Vor den größten Schnäbeln fürchtet er sich nicht, und wird einmal so ein Langschnabel, nachdem er lange Zeit seine Gelassenheit bewahrt hat, ärgerlich und schreit auf einen der frechen grauen Eindringlinge zu, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen, so ist im Nu die ganze Gesellschaft durch das Drahtgitter hindurch zerstoben, — wie eine Rote Unruh treibende Strafenjungen aus einander stiebt, wenn plötzlich ein Schimpfmann auftritt.

Auch im Raubtier-Hause verkehrt der Sperling. Mit der größten Seelenruhe untersucht er das Lagerstörf des Löwen nach einem etwa in den ausgedrohten Achtern zurückbliebenen Körnlein und verläßt sich dabei auf die bekannte Großmuth des Königs der Thiere. Mit Recht! Wie stände es wohl einem Löwen an, auf einen Sperling Jagd zu machen! In dem prächtigen Antilopen-Hause halten sich beständig sehr viele Sperlinge auf, zu jeder Tageszeit hört der dort Eintrtende ihre laute Unterhaltung. Das Antilopen-Haus ist aber auch ein wundervoller Aufenthalt für sie. An Nahrung fehlt es nicht, und es ist so gemütlich warm da. Dazu ist durch große und schöne Gewächse im Innern dieses Raumes ein Wintergarten hergestellt, und zwischen Palmen und Farnekränzen steht ein königliches Bächlein, sodass selbst für Wasser zum Trinken und Baden gesorgt ist. Ich glaube aber, die Sperlinge bilden sich ein, daß das Haus für sie erbaut und für sie der Garten hergerichtet ist, ja doch auch allein zu ihrem Vergnügen und zu ihrer Beliebung dort die Antilopen, Gazellen, Giraffen und andere seltene Thierarten hingestellt sind. Zugutrauen ist ihnen eine solche Entwölfung.

In den Berliner Thiergarten ist der Sperling, dem zunehmenden Menschenverkehr folgend, von den Rändern aus allmählig immer tiefer eingedrungen. Er calculirt: wo Menschen verkehren, da wird auch Brod gegessen, und wo Brod gegessen wird, da fallen auch Broden und Krummel ab, die aufzuhaben sind. Darin irrt er nicht, und zwar ist er nicht allein auf das angewiesen, was der Zufall verstreut, sondern es geht in Berlin auch Leute genug, welche mit Brotz die Sperlinge füttern, im Sommer sowohl, wie im Winter. Im Sommer bieten ihnen die zahllosen Restaurants-Gärtner reichliche Mahlzeiten. Da sind viele gutherzte Gäste, die gern mit ihnen ihr Brödchen teilen, denen es Vergnügen macht, zu sehen, wie sie, scheu und dreist zugleich, zu ihren Füßen umherpringend die Brocken haschen oder sogar auf den Tisch gehüpft kommen.

Im Winter ruht die Fütterung der Sperlinge noch auf solidierter Basis, und das ganze Verpflegungswesen erscheint regelmäßig geordnet. Jeden Morgen, und häufig noch einmal um die Mittagszeit, auf Balkon-Geländern und Fensterbrüstungen, finden sie ihr Futter gestreut, und hier und da wird ihnen auch in einem Garten hinter dem Hause der Tisch gedeckt. Das Füttern der Sperlinge ist in manchen Stadtgegenden zu einer Art von Sport geworden; man sucht etwas darin, recht viele Sperlinge zu Gästen zu haben, und ist stolz auf ihre Wohlgenährtheit. Einer röhrt gegen den Andern, wie gut seine Sperlinge es haben, und wie vortrefflich sie aussehen. Es gibt Sperlingsbäder, welche behaupten, daß sie mit der Zeit einzelne ihrer kleinen geflügelten Gäste von den übrigen unterscheiden lernen und gewisse alte Bursche unter ihnen an dem Gesichtsausdruck sowohl, wie an dem ganzen Wesen auf den ersten Blick wieder zu erkennen vermögen.

An seinen Futterherd gewöhnt der Sperling sich bald und erscheint scharenweise pünktlich dort, wo er etwas zu finden erwartet. Findet er einmal sein Frühstück nicht vor, so wird er ungehalten. Er setzt sich vor das Fenster, reckt den Hals und späht in das Zimmer hinein. Entdeckt er in demselben seinen Brodherrn, so schlägt er ihn laut aus und wirft ihm Un dankbarkeit vor. Wenigstens nehme ich als gewiß an, daß er das thut, denn er hat ganz das Naturell gewisser Menschen, die eine aus freien Städten regelmäßig ihnen gespendete Unterstützung nach kurzer Zeit schon als ein vertragmäßig ihnen zufommendes Gehalt ansehen, das sie einflügen können, wenn es nicht rechtzeitig gezahlt wird. Von Gegeneleistungen ist nie die Rede beim Sperling, und wirklich erkennt er sich nicht, wie er auch nie recht zutraulich wird. Er bleibt immer scheu und mißtrauisch, wie einer, der kein gutes Gewissen hat, mit einem Wort: er ist und bleibt ein Strolch.

Dennoch wird ein hübscher Zug von ihm erzählt, der beweist, daß wenigstens die sogenannte Spitzbuben-Ehrlichkeit ihm nicht fremd ist. Findet ein einzelner Sperling im Unheil einen einen neugetätigten Futterplatz, so läßt er sich nicht etwa sofort auf demselben nieder, um ungestört zu schmausen, sondern nachdem er die Vocalität gemustert und sich gemerkt hat, fliegt er fort und holt seine Spiegeleien herbei. Ein Beispiel davon wird uns schon aus dem Alterthume berichtet. Als Apollonius von Thana, so erzählt Philostrat, in Ephesus auf der öffentlichen Promenade einen Vortrag hielt, saßen viele Sperlinge still auf den Bäumen. Da kam einer ihrer Art vorbeigeslogen, und es war nicht anders, als ob er die übrigen zu etwas auffrieße. Sobald diese es hörten, schrien sie ebenfalls, erhoben sich und stiegen dem ersten nach. Das erklärte Apollonius den Leuten, indem er sagte: „Ein Knabe ist mit einem Maße voll Weizen gefallen, hat die Körner schlecht aufgelebt und in dem Gäßchen dort viele zerstreut liegen lassen. Jener Sperling, welcher zufällig dabei war, kam nun, um die andern von dem Funde zu benachrichtigen, und machte sie zu seinen Tischgenossen.“ Und so verhielt es sich in der That.

Trotzdem der Sperling an vielen Orten der Stadt gefüttert, ja geradezu verhätschelt wird, kommt doch manchmal harter Zeit für ihn. Denn es sind Seinesgleichen zu viele, und wenn im Winter einmal der Frost lange andauert und eine

Fortsetzung auf Seite 10.)

Kunstgewerbliches.

Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche geleglich geschüttet sind.

ENTW. PROF. C. GRÄF.

er Spiegel — Was wäre unsere heutige Welt ohne den Spiegel! Freilich, Spiegel hat es zu jeder Zeit gegeben, aber ihre Vollkommenheit erreichten sie erst, als man auf den Gedanken kam, Glasplatten mit einer metallischen Schicht zu belegen. Wie sehr der alte Spiegel von den modernen sich unterschied, davon liefert uns der Apostel Paulus ein anschauliches Bild, indem er seinen Gläubigen die Freuden des Jenseits ausmalend, einen Vergleich mit dem Spiegel anwendete: „Jetzt sehe ich die Dinge im Jenseits wie im Spiegel gleichsam rätselhaft; später aber werden wir sehen, wie wir gesehen werden.“ Rätselhaft genug mag das Bild ausgesehen haben, welches der Metallspiegel in der Hand der griechischen und römischen Damen gab. Die noch so glänzend polierte Metallplatte war nicht im Stande, mehr als ein oberflächliches Bild zu geben; und wenn dessen ungeachtet auf solche unvollkommenen Spiegel die größte Kunst verwendet wurde, wenn die runden Spiegelflächen auf der Rückseite mit dem Grabstichel bearbeitet und mit Darstellungen aus der Götter- und Heldenlodge geschmückt wurden, wenn der Griff kunstvoll gearbeitet und ausgestattet wurde, so beweist dieses, wie sehr man selbst solch unvollkommenen Toiletten-Geräthe schätzte.

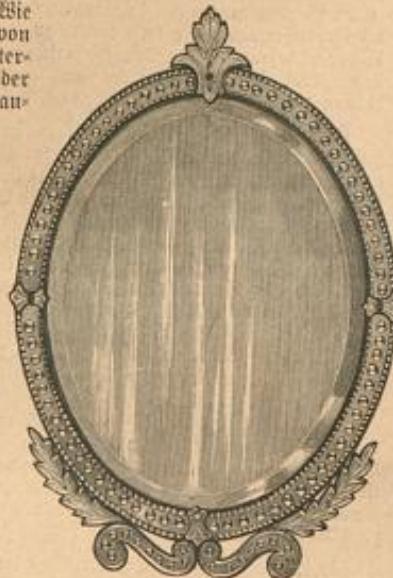
Als man das Glas für den Spiegel in Anwendung brachte, entstand für denselben eine neue Industrie, welche sich darauf verlegte, diese Glasspiegel in kostliche Rahmen von Elfenbein und seltenen Hölzern zu fassen. Diese Spiegel waren sehr klein, denn man verstand noch nicht, große Glastafeln herzustellen, noch weniger, solche Tafeln mit Metall zu belegen. Wie in der Lebensgeschichte der heiligen Elisabeth erzählt wird, trug man solche kleinen Spiegel, die nicht selten auf der Rückseite der Umrähmung mit Darstellungen aus der Bibel geschmückt waren, zum beständigen Gebrauch in der Tasche. Noch durch das ganze Mittelalter waren sie in Gebrauch. Erst mit der Ausbildung der Glas-Industrie, zu Ende des Mittelalters, kamen größere Spiegel auf; ihre höchste Ausbildung erhielten sie durch die Herstellung von geöffneten Glastafeln und die Auswalzung großer Zinn-Folien, zwei Erfindungen, deren höchste Ausbildung erst der neuere Zeit vorbehalten blieb.

Der Glasspiegel der Renaissance hielt sich immer in bescheidenen Grenzen; dagegen ward ein besonderes Gewicht auf den Rahmen gelegt. Die italienischen Rahmen sind das Schönste und Beste, was in dieser Beziehung geleistet ward. Diese Rahmen, die in neuester Zeit wieder sehr beliebt wurden, sehen sich aus einem architektonischen Gebilde mit Sockel, Säulchen und Gebälk zusammen, welches durch eine reiche decorative Ausstattung an den vier Seiten wohltuend gemildert wurde. Vergoldung und Bemalung tragen dann wieder dazu bei, eine stilvolle Harmonie zwischen der spiegelnden Glassfläche und der Umgebung, — namentlich der Wand, — herzustellen.

Der Rahmen spielt bei unserem modernen Spiegel überhaupt eine viel größere Rolle, als ihm gewöhnlich zugedacht wird. Das Lustige und Glitzernde der breiten Spiegelfläche verlangt notwendig ein austrahendes, ergänzendes und überleitendes Element, und diesem Zwecke dienen in hervorragender Weise die mit Spiegelstücken zusammengestellten Rahmen, welche wir mit dem Namen Venezianer bezeichnen, und welche mit Recht heute noch gesucht und nachgemacht werden. Diesem Zwecke dienen auch die Spiegelgläser, welche nicht rechtwinklig zugeschnitten sind, sondern eine mehr complicirtere Form mit spitzen Ecken haben



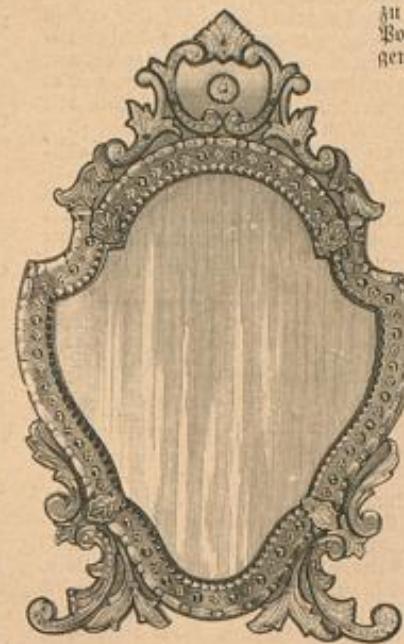
Gardinen-Stangen
aus Holz, mit Ornamenten aus Metall. Länge je 1 Meter 70 Cent. Ausgeführt von Max Frizze in Berlin.



Toiletten-Spiegel mit Glasrahmen.
Höhe 76 Cent., Breite 47 Cent. Ausgeführt von Carl Beckert, Kgl. Hoflieferanten in Berlin.



Theekessel
in Messing oder Kupfer. Entworfen und ausgeführt von Th. Guérard in Berlin. In verschiedenen Größen angefertigt.



Toiletten-Spiegel mit Glasrahmen.
Höhe 70 Cent., Breite 46 Cent. Ausgeführt von Carl Beckert, Kgl. Hoflieferanten in Berlin.



Gothischer Schrank,
theilweise mit Bemalung. Höhe 2 Meter 20 Cent. Nach einem alten Original im Bayerischen Kunstmuseum ausgeführt von Otto Fritzsch, Atelier für Kunstgewerbe in München.

und in einer bunt gemusterten Umrähmung sich befinden.

Die Herstellung der Spiegel erfordert außerordentliche Mühe und Anstrengung. Nachdem die Glastafeln durch Blasen oder Gießen hergestellt sind, erfordern sie eine sorgfältige Polirung. In den Spiegel-Fabriken sind zu diesem Zweck eigene Polirwerke eingerichtet, die gewöhnlich von Wasserkräfti getrieben, ein vielarmiges Gestänge zeigen, welches auf den sorgfältig eingegossenen Glascielen rotth aussehende Steine, poté, hin- und herbewegen und alle Unebenheiten des Glases, die mit freiem Auge nicht wahrgenommen werden können, entfernen und eine glänzende Oberfläche herstellen. Der rothe Staub, der dabei entsteht, ist sehr flüchtig und gibt den Arbeitern jenes rothe Aussehen, das den Besuchern jeder Fabrik so drastisch

auffällt. Nun kommt die schwierige Arbeit des Belegens. Zu diesem Zweck werden die Glastafeln in ein Rahmenwerk gebracht und mit Quedsilber übergossen; dann wird eine Zinn-Folie, der Größe des Glases entsprechend, ausgelegt. Durch einen starken Druck wird diese Folie auf das Glas gepreßt, das überschüssige Quedsilber entweicht, und es bleibt nur soviel, als notwendig ist, die Zinn-Folie als Amalgam dauernd und fest mit dem Glase zu verbinden. Das Arbeiten in den Belegwerkstätten ist durch die Einwirkung des Quedsilbers der Gesundheit der Arbeiter sehr ungünstig, und es müssen deshalb verschiedene Vorsichts- und Sicherheitsmaßregeln getroffen werden, um diese Einflüsse zu paralyzieren und möglichst unschädlich zu machen. Selbst nach Jahrzehnten kann aber der so hergestellte Spiegel noch gesundheitsschädlich wirken, namentlich dann, wenn solche Spiegel nicht gehörig verlebt und in Räumen verwendet werden, die nicht gehörig gelüftet und trotzdem den größeren Theil des Tages benutzt werden.

Die Gefahren der Quedsilberspiegel zu beseitigen, sam man auf den Gedanken, die Glastafeln mit einer Silberlösung zu überziehen, aus welcher sich das Silber dann auf den Glasplatten niederschlägt. Dieses nun fast allgemein geübte Verfahren hatte aber mit den größten technischen Schwierigkeiten zu kämpfen. Vor Allem gehört hierzu eine größere maschinelle Einrichtung; dann muß bei der Herstellung die denkbar grösste Reinlichkeit beobachtet werden. Die geringste Berührung mit den Fingern, der leiseste Hauch von Fett oder Schmuck macht die Glassplatte für den Spiegel ungeeignet. Da der Silberbelag sehr dünn ist, so muß er noch durch einen rasch trocknenden Lack-Ueberzug geschützt werden. Dieser Ueberzug wird den Tafeln in einem stark erwärmten Raum über erwärmten Platten mit besonderen Pinselfen gegeben. Wie schwierig anfangs selbst diese einfache Prozedur war, geht daraus hervor, daß ganze Wagenladungen der ersten Silberspiegel an ihrem Bestimmungsorte zusammengelebt aufzumachen und eine unbrauchbare Masse bildeten.

Der fabrikmäßigen Herstellung der Spiegel hat sich auch eine fabrikmäßige Erzeugung der Rahmen angeschlossen. Am ausgeprägtesten haben sich beide Fabrikationen in Kürth entwickelt. Auf diese Weise ist der Spiegel mit und ohne Rahmen ein Export-Artikel geworden, der die ganze Welt beherrscht. Tausende von Centnern gehen nach Persien und dienen dort zur Auskleidung der Wände; in Blech- und Holzrahmen, in allen Größen und Formen findet sich der Spiegel bei den Bewohnern des Erdhauses ein. Jedes Land, fast jeder Stand macht seine besonderen Ansprüche, denen Handel und Industrie zu genügen suchen.

Während so Handel und Maschinen-Industrie einem Naturbedürfnis nach dem Spiegel gerecht werden, hat unser modernes Kunstgewerbe auch längst Mittel und Wege gesucht, dem Spiegel und seinem Rahmen eine Ehrenstelle in der dekorativen Ausstattung unserer Wohnungen zu sichern. Dass diese Bestrebungen aber noch nicht zum Abschluss gekommen sind, davon kann sich Jeder überzeugen, der die Schlösser des vergangenen Jahrhunderts studirt, in denen, abgesehen von den nicht ernst zu nehmenden Spiegelzimmern, gerade die Anordnung der Spiegel mit ihnen in die Gesamtordnung der Decoration hineincomponirten Rahmen unsere Freude und Bewunderung erregt.

Joseph Stockbauer.

Fortsetzung von Seite 8.)

Weideplätze wiederholt überschreit werden, so wird ihm die Nahrung doch knapp, und in großen Scharen sammelt er sich dann auf den Halteplätzen der Droschen, um über den verschütteten Hafer herzusallen. Auch den Mangel an Trink- und Badewasser mag er oft schwer genug empfinden. Denn er badet sich gern, und abgekämpft wie er ist, verschmäht er es nicht, bei einfallendem Thauwetter in dem Schmelzwasser des Schnees, das in den Wagenleisten steht, ein eiskaltes Bad zu nehmen. Bei offenem Wasser haben die Sperlinge ihre großen Volksbäder an gewissen Stellen der Spree, wo das Ufer allmälig sich absenkt. Da kommen sie zu Tausenden zusammen, wie die Menschen zur Sommerszeit in den Seebädern, und es ist ein großes Vergnügen für Leute, die Zeit dazu haben, von einer Brücke aus ihr Treiben zu beobachten.

So ist der Sperling der Hauptstadt ein gemeiner Vogel zwar, aber ein solcher doch, den man nicht missen möchte, anregend und unterhaltend und immer fidel. Und das muss auch noch zu seinen Gunsten gesagt werden, dass er in der Gesamtfauna der Hauptstadt, zu der manch recht leidiger Geiss gehört, noch lange nicht der schlimmste ist.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Blätter für Kostümkunde. Neue Folge, 209. Blatt. (Zur Ausgabe mit allen Kupfern.) — Französische Kindertracht. IIm 1680. Von D. Braunsweiter. — Unser Bild zeigt eine Knabenfigur nach einem Kupferstiche von Abraham Bosse, aus der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. Die ziemlich hohe Taille des mit Schößen verfehlten Wammses wird, wie es auch bei der Kleidung erwachsener Personen Mode war, durch eine Reihe von Schleifen aus breiten, mit Resten verfehlten Bändern bezeichnet. Die von der Achsel des Wammses lang hinunter hängenden Streifen sind eine Ausartung der Oberärme. (Vergl. Blatt 86, Französische Edeldame nach Bosse.)

Literarisch. — Die großen zusammenhängenden Holzschnitte Albrecht Dürer's, einer der edelsten Schätze der deutschen Kunst, in getreuer Nachbildung darzubieten, hat sich die Kunst- und Verlagsanstalt „Heliot“ in Charlottenburg mit dankenswerthen Aufgabe gestellt. Das Werk „Dürer“ gibt die Blätter der Apokalypse, der Großen Passion, des Marienlebens und der kleinen Passion in Phototypie (Auf-Hochdruck) in so überreichender Freizeit, dass man die Originale selbst vor sich in leben glaubt. Wohl sind Dürer's Darstellungen schon früher durch andere Verstaben verweilt worden, aber deren Prozesse lassen sich nicht entfernen mit den vorliegenden Nachbildungen vergleichen. Dabei dienen diese den Vorstellern, dass die verarbeitete Technik die Reproduktion zu einem Preise ermöglicht hat, der die Erwerbung des betrefflichen Werkes nicht bloß auf die „obersten Feinlaufen“ beschränkt. In flüssigen Lieferungen, wovon bloß drei mit zusammen vierzig Holzschnitt-Wiedergaben vorliegen (je M. 3), wird das Werk vollständig sein und an dem Herausgeber, Professor Dr. Bruno Meyer, unter dessen beständiger Leitung und Überwachung so bezugesetzt ist, mit einem Urtheile versehen werden.

Bon dem Werk „Christian Daniel Rauch“ der Brüder Friedrich und Karl Eggers liegt die erste Hälfte des vierten Bandes vor (Berlin, C. Duncker, M. 3). Dieselbe enthält den Schluss des Altbildes „Berlin“ und bildert besonders eingehend die Geschichte und Entwicklung des Friedrich-Denkmales. Von der großen Sorgfalt, mit welcher Karl Eggers das von seinem verstorbenen Bruder begonnen Werk fortsetzt, liefern auch der vorliegende Band und den übrigen Teilen der Arbeit einen überzeugenden Beweis. Eine wertvolle Beigabe ist das Faksimile eines Briefes von Rauch an Rietzel, in dem der große Künstler traurig von seinem Leben und Schaffen im Herbst 1841 plaudert.

In einem Praktikamente, wie wir es so schillernd noch nie an ihm haben, erscheint der ewigjunge Robinson vor uns. Doctor Höller, der „Robinson Crusoe“ fährt und erlebt zu Wasser und zu Lande“ neu erzählt (Berlin, Meidinger, geb. M. 5), legt seiner Bearbeitung Defoe's Original selbst in Grunde, hierbei mit seinem Verständnis die Fassungsweise und die Gemütsempfänglichkeit der Jugend berücksichtigt. Einen überaus reizvollen, schönen und lehrreichen Sammel erzielt das Werk durch Maximilian Scheffer's farbige Illustrationen, — lehrreich insbesondere, als der Künstler seine Phantasiegebeine vorführt, sondern die fremdländischen Planten, Thiere und Menschen, mit denen Robinson auf seinen abenteuerlichen Fahrten in Berührung kommt, nach der Wirklichkeit dargestellt, gestützt auf die Säcke der ethnographischen Museen, der botanischen und zoologischen Gärten, die ihm als Berater dienten. Ebenso sind dort, wo es nicht um die wilten Völkerthemen handelt, die Sehnsüchte, Hoffnungsrichtungen u. s. w. genau im Charakter der Zeit gehalten, in dem die Handlung spielt, im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts. Der jugendliche Leser verbindet also mit dem Reize der spannenden Erzählung einen kleinen Euthus der Kostüm- und Volkskunde, der Zoologie und Botanik. Das Werk enthält hundert dieser prächtigen Abbildungen.

Einen trefflichen Rathgeber erhalten junge, in der Wirthschaft noch nicht recht bewanderte Frauen in dem „Städtischen Haushalt“ von Elise Beder (Hannover, Norddeutsche Verlaganstalt, geb. M. 4). Das Buch reicht Kunst über wohmwürdige Einrichtung von Wohn- und Wirtschaftsräumen, über Ordning im Haushalt, Einfang aus Aufzubringen von Lebensmitteln, Witze, Rätsel u. s. w. — Ein Gegensatz zu diesem Werk bildet „Zur Sitts der Haushalte“, Lehrbuch für angebende und Nachschlagebuch für erfahrene Landwirthschaften in allen Teilen des Reichs der Frau an den ländlichen Wirthschaft, von Hedwig Dorn (Berlin, Parey, geb. M. 5). Der Titel verleiht nicht in viel, es dürfte auf dem umfangreichen Gebiete der ländlichen Haushaltswirtschaft kaum eine Frage auftreten, auf welche das Buch nicht die passende Antwort weist. Zum besseren Verständnis vieler Gegenstände sind dem Werk 254 Abbildungen beigegeben.

Der gleiche Verlag bietet den Frauen in Stadt und Land seinen „Deutschen Frauen-Kalender“ (geb. M. 3), ein hochgelegantes Schreib- und Notizbüchlein, das sich bereits des dreißigsten Jahrganges rühmt.

Der jungen Madchenwelt reicht Schwanenburg's Verlag in Zahl ein hübsches „Gedenk- und Geburtstage-Buch“ (geb. M. 2,5), mit Dichterworten und Raum für eigene Aufzeichnungen versehen.

Im vorigen Jahre bereits erwähnt haben wir der neuen Ausgabe des kleinen Buches vom Grafen Franz Poett, G. Görres und ihren Freunden herausgegebenen „Festkalender“ in Bildern und Liedern. Von diesem prächtigen, dem katholischen Hause gewidmeten Werk liegt nun auch der zweite Theil vor (Freiburg i. B., Herder, M. 3), gleich dem ersten reich an gemütlichen Liedern und an berührenden Compositionen, zum Theil von der Hand erster Meister, wie Schwambauer, Wilhelm von Kaulbach, Friedrich u. s. w. So ist dieser Festkalender, der mit den gebräuchlichen Kalendern nicht gemeint ist, sondern seinen Namen nach den Feierlichkeiten des Kirchenjahrs entsprechend Anordnung führt, ein Buch von dauerndem Werthe für das Haus.

Ganz anderer Art, den Glanz der weltlichen Dinge gewidmet, ist der von B. F. Krell herausgegebene „Siegtreit-Kalender“ (Stuttgart, Weise, M. 1). Es ist ein richtiges Kalender, der jedem Monate eine char-

akteristische, prächtige Zeichnung, mit Dichterworten versehen, beispielt und außerdem noch einige lehrreiche Beiträge enthält.

Ein alter, erprobter Verfasser ist Paul Moser's Notizkalender für den Herren-Schatztheit (Berlin, Lüth, Institut, M. 2), der diesmal noch in Begleitung einer „Handordnung“ für den Schatztheit der Frau erscheint (M. 3). Beide Werke, trefflich als Schreib-Unterlage zu gebrauchen, besitzen einen reichen, ihren Zwecken entsprechenden Inhalt. — Auch A. Haack's wertvoller Damen-Kalender hat sich wieder eingestellt, mit einem schönen Titelblatt verfehlt, das in Beziehung zu am Ende mitgetheilten Novelle von Billamaria steht (Berlin, Haack, geb. M. 2).

Lina Mergentheim's wertvoller „Allgemeiner Frauen-Kalender“ präsentiert sich in seinem dritten Jahrgang unter einem neuen Titel: „Die Frauen-Bestrebungen unserer Zeit“ (Berlin, Verlag der „Deutschen Hausfrauen-Zeitung“, geb. M. 2,50). Die Namens-Aenderung erhebt wohl verdächtigt, denn das Werk führt in der That genau Buch über alle Bestrebungen, durch welche die Frauen in der öffentlichen Hervortretende, und zwar nicht bloß innerhalb der Grenzen Deutschlands, sondern auch in fremden Ländern. Die Anerkennung des reichen Inhalts unterscheidet sich nicht wesentlich von der des vorigen Jahrganges, doch sind mehrere neue interessante Rubriken hinzugekommen, so die „Chronik aus dem Frauenverband“, welche, nach Ländern geordnet, die bemerkenswertesten Verlommisse des vergangenen Jahres, sowohl sie das weibliche Geschlecht angeben, aufzählt. Das hierbei untere Rubrik „Aus der Frauenwelt“ reichlich behaftet worden, gelassen wir nachdrücklich.

Trenwendt's Volks-Kalenter für 1887. Mit Beiträgen von Oskar Justinius, Paul Landau u. a. 43. Jahrg. Mit vielen Holzschnitten und zahlreichen in den Text gedruckten Illustrationen. Dresden, Trenwendt, Kart. M. 1, 25.

Trenwendt's Haus-Kalender für 1887. 40. Jahrg. Mit einem Titelblatt und zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten. Dresden, Trenwendt, Kart. 50 Pf.

Weihnachts-Album. 20 anselige Weihnachtslieder mit leichter Klavierbegleitung. Köln, Tonger, M. 1.

Musikalische Jugendpost. Illustrierte Jugendzeitung. I. Jahrg. II. u. III. Quartal. Inhalt: Erzählungen, Märchen, Episoden aus dem Jugendleben berühmter Comödianten, Liebesgeschichten, Unterhaltsame und Erziehende, zahlreiche Illustrationen, Rätsel, Spiele, Gratis-Beilagen: Leichte, hübsche Klavierstücke zu 2 und 4 Händen, Lieder, Duette, Kompositionen für Violin und Klavier. Köln, Tonger, Pro Quartal 80 Pf.

Neue Rustikzeitung. Illustrierte Familienzeitung. 1886. II. u. III. Quartal. Inhalt: Novellen, Humoresken, Porträts und Allegorien berühmter Comödianten, aus dem Theater- und Künstlerleben, Rosäten, Bacanaliens, Briefkarten usw. nebst zahlreichen Gratis-Beilagen, als: zwei u. vierhändig Klavierstücke, Kompositionen für Violin oder Cello und Klavier, Bilder, Duette, Kaufhaus's Operettencoll., mit erläuterndem Text von A. Steyer, Gedichte der Instrumente, Beziehungen von Max Kreisler von Pranca, Text von Dr. A. Gudenus, Conversations-Perlen der Tonkunst, populäre Harmonieblüte von Louis Löbler u. c. et. Köln, Tonger, Pro Quartal 80 Pf.

Gerol. — Unter dem Abendstern. Gedichte von Carl Gerol. Stuttgart, Gerloff u. Steffens, Geb. M. 3, 50.

Roßhahn. — Bezeichneinnicht. Ein neuer Märchen- und Geschichtenschatz für Kinder von Theodore von Hobohm. Mit 4 bunten Bildern von Marie Stäbler. Dresden, Trenwendt, Geb. M. 3.

Trenwendt's Jugendbibliothek. Neue Folge. Bd. 16: Gott wagen, dann wagen. Von M. Weidner. Bd. 17: In Schuh und Eis. Von C. Holden. Bd. 18: Aufräumlich. Von E. Kortüm. Bd. 19: Gott führt alles wohl. Von R. Roth. Bd. 20: Gedanken. Von A. Roth. Dresden, Trenwendt, Jedes Büchlein geb. 90 Pf.

Hans. — Ein neuer Märchen- und Geschichtenschatz für kleine Leute. 12 leichte Tänze ohne Octaven-Spannungen von M. Hansch. Ausgabe für Piano, zweibändig, Autio, Geb. Zug. M. 1, 50.

Bormann. — Das Büchlein „Kommt mit mir“. Ein Schreib- und Taschen-Kalender für fröhliche Menschenkinder von Edwin Bormann. Leipzig, Müllow, Geb. M. 1, 10.

Bojowar. — Ritterrosen und Gentianen. Eine Episode aus dem Leben König Ludwig II. von Bayern. Von Joseph Bojowar. 4. Aufl. Stuttgart, Deutscher Verlags-Anstalt, Geb. M. 3.

Weidmann. — Die neue Kinder-Röbin oder die Bürgerliche Küche von Isolana Weidmann, geb. Engelhardt. Für alle Lebensverhältnisse der österreichischen Monarchie und Deutschland berechnet. Mit vielen Illustrationen. Wien, Doberton, M. 5.

Edhart. — Der häusliche Herr. Neues geprägtes Kochbuch für junge Hausfrauen, erfahrene Köchinnen und solche, die es werden wollen. Enthalt: Anleitung zur Bereitung unter einfacher, wie auch feiner Speisen jeder Art, zum Sammeln des Obstes und Gemüses, zur Bereitung verschiedener Gebräune, nebst praktischen Winken aus der Haushaltungsfunde. Nach eigenen Erfahrungen gesammelt von Emma Edhart. 2. Auflage. Wien, Hartleben.

Wiedemann. — Die neue Kinder-Röbin oder die Bürgerliche Küche von Isolana Wiedemann, geb. Engelhardt. Für alle Lebensverhältnisse der österreichischen Monarchie und Deutschland berechnet. Mit vielen Illustrationen. Wien, Doberton, M. 5.

Geßart. — Der häusliche Herr. Neues geprägtes Kochbuch für junge Hausfrauen, erfahrene Köchinnen und solche, die es werden wollen. Enthalt: Anleitung zur Bereitung unter einfacher, wie auch feiner Speisen jeder Art, zum Sammeln des Obstes und Gemüses, zur Bereitung verschiedener Gebräune, nebst praktischen Winken aus der Haushaltungsfunde. Nach eigenen Erfahrungen gesammelt von Emma Edhart. 2. Auflage. Wien, Hartleben.

Anguissola. — Ein neuer Kinder-Kompendium für kleine Leute. Ein Schreib- und Taschen-Kalender für fröhliche Menschenkinder von Edwin Bormann. Leipzig, Müllow, Geb. M. 1, 10.

Prinzessin Victoria Mary von Teck. — Die Prinzessin, die gegenwärtig in Paris weilt, gab Frau Marchesi, die berühmte Gesangslehrerin, ein großes Fest, dem zahlreiche hervorragende Vertreter der Bühnenwelt bewohnten. Einem Reporter, der die italienische Tragödin „interviewte“, erklärte dieselbe, dass sie für immer der Bühne entgangen habe, es müsse denn sein, dass sie einmal zu Gunsten eines wohlthätigen Zweckes eine Ausnahme mache. Demselben Gewährsmanne zufolge legt Adelaide Ristori die letzte Hand an ihre Memoiren, die im Februar zugleich in italienischer, englischer und französischer Sprache erscheinen sollen. Außer wirklichen Memoiren soll das Werk auch noch Studien über ihre bedeutendsten Rollen enthalten.

XIV. Jahrg., Nr. 1, 1. Blatt.

das Opfer ihres gefährlichen Berufes. Um dem Publicum etwas Neues zu bieten, war der zweijährige Löwe „Brutus“ dressirt worden, und um kurz vor der Vorstellung die Kunststücke zu wiederholen, betrat Frau Rouma den Ring. In demselben Augenblick warf sich der Löwe auf die Bändigerin, zerfleischte sie furchtlos, und mit dem Rufe: „Rettet mich, ich bin verloren!“ stürzte sie zu Boden. Der Elephantenwärter, ein riesenstarke Mann, eilt hinzu, packt den Löwen an den Kinnbäumen und wirft das wütende Thier zurück. Der Director Soulet eilt selbst in den Ring, und obwohl der Löwe ihm eine Wunde am Fuße bringt, gelingt es ihm, Frau Rouma aus dem Ring zu ziehen und selbst herauszuspringen. Nun aber entspinnt sich ein wütender Kampf zwischen dem Wärter und dem Löwen, bis endlich ein anderer Mann herzu kommt und den Löwen mit einer Heugabel derartig bearbeitet, dass der Wärter, von Blut überström, den Ring verlassen kann. Das Ganze spielte sich in fünf Minuten ab. Die Zergie hofften, den Wärter zu retten, aber Frau Rouma ist ihren Wunden erlegen.

Paris. — Zu Ehren von Adelaide Ristori, die gegenwärtig in Paris weilt, gab Frau Marchesi, die berühmte Gesangslehrerin, ein großes Fest, dem zahlreiche hervorragende Vertreter der Bühnenwelt bewohnten. Einem Reporter, der die italienische Tragödin „interviewte“, erklärte dieselbe, dass sie für immer der Bühne entgangen habe, es müsse denn sein, dass sie einmal zu Gunsten eines wohlthätigen Zweckes eine Ausnahme mache. Demselben Gewährsmanne zufolge legt Adelaide Ristori die letzte Hand an ihre Memoiren, die im Februar zugleich in italienischer, englischer und französischer Sprache erscheinen sollen. Außer wirklichen Memoiren soll das Werk auch noch Studien über ihre bedeutendsten Rollen enthalten.

London. — Die Königin Victoria ist, nachdem die Prinzessin Beatrice, Gemahlin des Prinzen Heinrich von Battenberg, am 23. November einem Sohnlein das Leben gegeben, jetzt Großmutter von sechzehnzwanzig Enkeln und Enkelinnen. Die deutsche Kronprinzessin besitzt sechs Kinder, der Prinz von Wales und der Herzog von Edinburgh je fünf, der Herzog von Connaught zwei Kinder, die verehelichte Großherzogin Alice von Hessen hinterließ fünf, der Herzog von Albany zwei Kinder. Die Wiege für ihr jüngstes Enkelkind ließ die Königin im Londoner Blinden-Institut anfertigen. Die Wiege ist aus Eichenholz gearbeitet, mit rosa Atlas gefüllt und von einem Baldachin überwölbt; eine Schublade im unteren Theile gestaltet die Unterbringung von Kinderwäsche.

— Die Prinzessin Victoria Mary von Teck wird sich mit dem Viscount Weymouth, ältestem Sohne des Marquis von Bath, vermählen. Die Prinzessin, geboren am 26. Mai 1867, ist die älteste Tochter des Herzogs Franz von Teck und seiner Gemahlin Mary Adelaide, Tochter des 1850 verstorbenen Herzogs Adolf von Cambridge.

Rom. — In Piacenza spielt sich gegenwärtig ein Prozeß ab, welcher großes Aufsehen erregt. Er heißt kurz „Der Prozeß Anguissola“, obwohl die Trägerin dieses berühmten Namens, um welche es sich hier handelt, nicht mehr unter den Lebenden weilt. Es war die Marquise Fanny Anguissola, die Erbin zweier der größten und angesehensten Familien Ober-Italiens, der Biscioni und der Anguissola, deren Namen vierhundert Jahre lang in den Kriegen, Bürgerfehlern, Verschwörungen und glänzenden Unternehmungen so häufig wiederkehren. Vermählt mit dem Marchese Gaetano Anguissola di Grazzano, zeigte die Dame während ihres ganzen Lebens einen höchst reizbaren und extravaganten Charakter, dessen Eigentümlichkeiten durch schwere Schicksalschläge noch verstärkt wurden. Zuerst entrifft der Tod ihr den Gatten, dann eine Tochter, Bianca, die das Opfer eines unglücklichen Liebesverhältnisses wurde, endlich den einzigen Sohn Filippo. Der Letztere zeigt eine seltsame Mischung von urwürtlichen und neuen Ideen. Mit dem Ausschließlichkeit und dem Stolze eines Feudalherrn, der sich nur auf seinen Gütern wohl fühlt, wo er unerschrocken schalten und walten konnte, verband er großen Thätigkeit und Verbesserungstrieb und eine Art socialistischen Fanatismus. Er wurde von einer Dreschmaschine zermalmt, während er die Feldarbeit beaufsichtigte. Nach diesen Unglücksfällen wurde die Marquise Anguissola noch excentrischer, als vorher. Obwohl Besitzerin von zehn bis zwölf Millionen, lebte sie auf das Durstigste; ihre ganze Buntierung und Zärtlichkeit wandte sie einem Schophund zu. Der große Familien-Palast sah nie einen Gast oder Besucher. Die Dienerschaft ging scheu und lautlos umher, entschädigte sich aber durch Diebstähle, die ihr sehr leicht gemacht wurden. Die Marquise, welche Sommer und Winter ihre Mahlzeit in einer alten Laube des Gartens einnahm, verbarg Goldstücke und Banknoten in allen Ecken und Winkel. Verschwanden die selben und bemerkte sie es zuweilen, so entschloss sie sich doch nie zu einer Anzeige, weil dadurch ihr vermeintlich ungemeiner Reichtum stadtündig geworden wäre. Trotz der Jahre lang fortgesetzten Diebereien fanden sich bei ihrem Tode dreihunderttausend Lire in den Bettlissen, in Stuhlpolstern, hinter den Bilderrahmen u. s. w. versteckt. Als ihr einst ein Kassenschein von tausend Lire zurückgebracht wurde, den sie aus Bezahlung gegeben hatte, verwies sie unwillig die Annahme, unter der Erklärung, sie habe einen solchen Schein nie besessen. Mit diesen Neuheiten fröhlichen Geistes wechselten Anfälle von übertriebener Freigebigkeit und Verschwendigkeit. Sie konnte dem ersten Besten eine handvoll Kassenscheine zuteilen. Den amerikanischen Missionären schenkte sie hunderttausend Lire, verlangte aber nachher die Höhe des Porto's für die Postanweisung. Beimweile lebte sie in einem Frauenloster zu Piacenza oder Mailand, und ganz Piacenza wußte, dass alsdann das Palais Anguissola vom Keller bis zum Dache nach Schäden durchsucht wurde. Man glaubt, dass im Laufe der Jahre Millionen gestohlen worden sind. Die Polizei konnte bei Lebewesen der Marquise nicht einschreiten, weil diese alle Warnungen ungehört ließ und von der Möglichkeit, bestohlen zu werden, nichts wissen wollte. Als sie starb, ging zuerst das Gericht, sie sei vergiftet worden. Die Leichenöffnung bewies die Grundlosigkeit des Gerichtes, aber für die Diebstähle wurden alsdann Beweise gesammelt. Die Diener, deren Verdachte und Freunde und viele andere Personen waren zu Wohlstand gelangt, über dessen Herkunft sie sich nicht ausweisen konnten. Man fand eine Menge kostbarer Leute, welche der Marquise gehört hatten. Natürlich wurden dieselben für empfangene Geschenke ausgegeben, aber die Gerichte haben

Waffeln in dem dazu erforderlichen Eisen, daß vor jedesmaligem Gebrauche sorgfam gereinigt werden muß. Nachdem es von beiden Seiten gehörig durchwärmt ist, reibt man es, bevor die Masse eingefüllt wird, mit einem Stück Speck ein. Am besten gerathen die Waffeln auf hellbrennendem Feuer von klein gehauenen Holz oder auf einem Gas-Apparat, auf den man das Eisen legen und leicht umwerfen kann. Sobald die Waffeln schön goldgelb sind, nimmt man sie aus der Form und drückt sie, um ihnen eine halbrunde Fagon zu geben, auf ein Mangelholz. An trockenem Orte aufbewahrt, halten sich diese Waffeln mehrere Tage frisch. A. E.

Dresdener Stolle, auch Leipziger Stolle genannt, bereitet man von 1 Kilo feinem Mehl, $\frac{1}{4}$ Kilo guter Butter, 200 Gr. Zucker, 85 Gr. Hosen, 125 Gr. Sultan-Rosinen, 125 Gr. Korinthen, 65 Gr. fein geschnittenem Citronat, 35 Gr. fein gestoßenem bitteren, 65 Gr. in Stifte geschnittenen süßen Mandeln, 4 ganze Eier und etwas Milch. Nachdem man von dem vierten Theile des Mehles, dem Hosen und der lauwarmen Milch ein lockeres Hefestück gemacht hat, tretet man von dem übrigen Mehl, den Eiern, dem Zucker, etwas abgeriebener Citronenschale und ein wenig Muskatblüthe einen festen Teig, fügt das inzwischen aufgegangene Hefestück hinzu, pflegt die ausgewaschene Butter in kleine Stücke darüber und arbeitet den Teig so lange durch, bis er glatt ist und Blätter schlägt. Nun mischt man Rosinen und Mandeln mit Citronat dazu, streut Mehl über den Teig, überdeckt ihn mit einem Tuche und läßt ihn an warmem Orte aufgehen. (Roch besser ist es, den Teig am Abend einzurühren und über Nacht an einem kalten Orte aufgehen zu lassen.) Nun knetet man die Masse nochmals durch, gibt ihr die längliche Form eines Stollens, legt sie auf ein mit Mehl bepudertes Blech und läßt sie nochmals aufgehen. Nachdem dies geschehen ist, bestreicht man den Kuchen mit zerlassener Butter und böttelt ihn in etwa 1 Stunde in mäßig heitem Ofen gar, nimmt ihn dann heraus, bestreicht ihn nochmals mit Butter und überpudert ihn dick mit Zucker. S. B.

Bofesen mit Pflaumen. — Frisches Milchbrod schneidet man in dünne Scheiben, legt es in eine flache Schüssel und überzieht es mit Milch oder Sahne. Ebenso nimmt man große, blaue Pflaumen, entsteint sie, überpudert sie mit Zucker und läßt sie

verdekt bis zum Gebrauche stehen; im Winter kann man sich auch eingemachter Pflaumen bedienen, von denen man aber den Saft ablaufen läßt. Sind die Milchbrod-Scheiben gut mit der Sahne durchzogen, so legt man die Hälfte derselben auf ein mit Butter bestrichenes Backblech, aber nicht zu dicht aneinander. Auf jedes der Stücke legt man nun Pflaumen, die, wie schon bemerk't, möglichst trocken sein müssen, und bedeckt sie mit einer zweiten Milchbrod-Scheide wie mit einem Deckel. Dann röhrt man $\frac{1}{4}$ Pf. Butter mit 4 Eigelb zu Sahne, streicht mit einem Messer von dieser Mischung eine dünne Lage auf jedes Brödchen, bestreut es mit Zucker und böttelt die Bofesen im Ofen goldgelb. R. J.

Um Fettflecke aus Leinenzeug zu entfernen, lache man diese an den trocknen Stücken heraus, nehme etwa ein Füßchen löschen Seifenwasgers aus dem Waschseifel, seze es in das Waschfass, tauche die fleckige Stelle ein, breite sie über die Hand, bestreiche sie mit schwarzer Seife, reibe sie tüchtig in den Fingern, spülle sie in dem heißen Wasser nach und beginne dann mit der eigentlichen Prozedur des Waschens. Jeder, der sich der Mühe dieser Vorarbeit unterzieht, wird sich durch guten Erfolg belohnt sehen. L. S.

Literatur-Freundin. — Novalis thut der blauen Wunderblume in seinem unvollendeten Roman „Heimath von Oberdingen“ Erwähnung. Antiquarisch dürften Sie das Werk (geb. M. 2) beisehen können. — Über „E. Weber“ in uns Näheres nicht bekannt. — Gottschall's „Literarisches Todtentlängen und Schreibfragen“ enthalten nicht eigentliche Biographien, wohl aber die Lebensläufe und Entwicklungen verschiedener Dichter, wie Gutzkow, Von der Dingelstedt, Freiligrath u. a.

Romanische Abonnentin. — Der Inaugurius ist ein mit eingemachtem Ingwer gefülltes Apfelmus-Gehl, das, mit einem Deckel geschlossen, wegen Inhalts wie Form gleich besteht. Keer wird er oft in Dekorationen verwendet, indem man den Topf, wie wiederholt in der Modenzeit angegeben, bemalt, lackiert, mit Briefmarken oder Abstempelkarten besetzt. — Gegen das im Handel häufige „Dattelpulpa“ ist keiner und bekannt, noch nie ein sanitäres Gedanken laut geworden.

Auna B. in R. — Eine fleischig gewordene Hosenknöpfchen, die nicht von Rest, sondern durch Stoffflecke verdeckt wurde, sieht man am besten nach einer chemischen Reinigungs-Anstalt, wo solche Bilder hantier wieder hergestellt werden.

N. v. S. — Fragen der Schönheitspflege behandeln wir nicht, indessen wollen wir kurz konstatiren, daß wir über Bergmann's Badreisen nur gänzliche Uebertreibung gehört haben.

Agathe. — Wenn eine Witwe überhaupt an einem selben Freitag teilnimmt, legt sie hierbei die Trauer ab.

O. S. in Triest. — Der Künstler hat seine Werke nicht vervielfältigen lassen. Einige Bilder, die er für öffentliche Gebäude gemalt, sind allerdings photographisch aufgenommen und befinden sich im Handel; doch ist, wie der Künstler selbst uns mittheilt, „an ihnen nicht viel zu rühmen“.

Gram A. M. in Altona. — Über Carbon-Karten-Dekor ist bereits wiederholt Auskunft ertheilt worden. Wir empfehlen nach Mitteilung von Privaten, die im Besitz solcher Dekor sind, das Wirtschafts-Magazin von Leon in Berlin als Bezugquelle, allerdings ohne feststellen zu können, ob das Dresdner Geschäft nicht ebenso gut ist.

Gram. S. D. in Leipzig und A. B. in Potsdam. — Die gewöhnlichen Damast-Dekore sind nicht bei Seine, wie irtthümlich in einigen Kreisloren der zweiten December-Nummer 86 angegeben, sondern bei G. Helmje, W. Friederichstraße 189, zu haben.

Zur geneigten Beachtung.

Die nächste Nummer wird in drei Wochen ausgegeben. — Da unsere Zeitung vierteljährlich bekanntlich sechsmal in vierzehntägigen Zwischenräumen erscheint, das Vierteljahr aber dreizehn Wochen zählt, so fällt in jedes Vierteljahr einmal ein Zwischenraum von drei Wochen bis zum Erscheinen der nächsten Nummer. Auf das hierdurch herbeigeführte spätere Erscheinen der nächsten Nummer machen wir hiermit besonders aufmerksam.

Die Expedition.

Zu dieser Nummer gehört für die Abonnenten der großen Ausgabe ein Modenbild und ein Kostümblatt.

Von der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ erscheinen jährlich 24 Unterhaltungs-Ausgaben zu je 2 bis $2\frac{1}{2}$ Doppelbogen, 24 Moden-Ausgaben, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. (1 Guld. 50 Kr. mit Postzusendung 1 Guld. 80 Kr.)

Die Heft-Ausgabe bringt jerner jährlich 12 Kunstdräder „Bildergänge“; das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf. (30 Kr.)

Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümblätter und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. (2 Guld. 55 Kr. mit Postzusendung 2 Guld. 85 Kr.) — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme für die Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.

Neues von Heyse und Keller.

Paul Heyse, Der Roman der Stiftsdame. Eleg. geb. 7 M.
Gottfried Keller, Martin Salander. Roman. Eleg. geb. 7 M.

Verlag von Wilhelm Hertz, Bessersche Buchhandlung, Berlin.

Wredow's Gartenfreund.

Ein Ratgeber für die Anlage u. Pflege des Gartens-, Obst- und Blumengartens, in Verbindung mit dem Zimmer- und Fenstergarten. Neu bearbeitet und vermehrt mit einer Übersicht der Wechselseite des Gartenkalenders, sowie einem Gartenkalender von O. Hüttig, 2, umgearbeitete, mit 252 Illustrationen und einem Titelblatte versehenen Ausgabe. Berlin 1885. Preis höchst elegant gebunden 7 M.

Kinderkomödien

von Adolf Reich.

2 Bände à 3 Mark. Einzelne Hefte à 60 Pf. Nr. 1. Das Wiederschein in der Waldhütte. Nr. 2. Das Land des Nachwinters. Nr. 3. Ein Landwehrmann im Elsass. Nr. 4. Das hölzerne Heim. Nr. 5. Kaiser und Habsjäger. Nr. 6. Das Paters Geburtstag. Nr. 7. Der geblaserte Rauschritter (eine Ritter-Komödie). Nr. 8. Der Schmid von Grems-Greem. Nr. 9. Freidola. Nr. 10. Der Mutter Geburtstag. Nr. 11. Der Kanarienvogel. Nr. 12. Der Herr Unter-Gartnauer.

Vorstehende Heften sind als leicht aufklärbar von der gesammten Kritik anerkannt und empfohlen. Verlag von Siegert, Crottendorf, Berlin, Steinweg-Straße 18.

DENK's

Kreuzstich-Monogramme
12 Hefte (à 4 Blatt) von AA—ZZ. 3 fl. 6. W.—M. 5. Einzelne Hefte (23 Monogramme u. 1 Krone) 30 Kr. = 50 Pf. zu haben bei Hans Denk, Wien I Goldschmidtgasse 7, sowie in allen Buchhandlungen.
(Verlag: Anton Schroll & Co., Wien.)

Sehr passend für den Weihnachtstisch!

Seeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Neues Kochbuch für bürgerliche u. seine Küche. Herausgegeben von Frau Emmy Braun. Mit besonderer Berücksichtigung auf das Einmachen der Früchte und die Herstellung des Weihnachtsconfectes. 285 Seiten in 8°. 842 Recepte. Preis in eleganter dauerhafter Einband mit reicher Goldprägung M. 2.—
A. Schäfer's Verlagsbuchhandlung, Grünstadt (Rhinepfalz).

Brillantes Festgeschenk!

Illust. Weltgeschichte für Frauen und Töchter v. Prof. Dr. W. Zimmermann. Mit 73 Illustrationen. Ein bogiges Band. 60 Bogen nur 10 Mark.
Verlag von A. Ebner, Ulm.

Erziehungs-Anstalt Marienthal bei Bad Liebenstein im Thüringer Wald.

Bereitst. für Gymnas. und Realchule I. Ord. Fortzgl. gesunde und schöne Tage. Herrliche Wald- und Gebirgsansicht. Vieleslige Referenzen. Mäßige Preise. Prospekt durch die Direction der Anstalt.

 Glasen-Pachtlichte, unbekannter seit 1860. Ganz prächtig, darunter silberne Medaillen Paris 1867, Nürnberg 1882, Amsterdam 1883. Vor Nachbildung wird gewarnt.

Gelesenste Zeitung Deutschlands.



Berliner Tageblatt

nebst seinen wertvollen 4 Beiblättern: Illustrirtes Wochblatt „ULIK“, Volks-Blätter „Sonntagsblatt“, „Deutsche Lesehalle“, Feuilletonistisches Beiblatt „Der Zeitgeist“, „Mittheilungen über Landwirtschaft, Gartenbau und Hauswirtschaft“.

Das nächste Quartal (Januar, Februar, März) bringt eine neue interessante Humoreske von

Otto Girndt:

„Das Buch Henoch“

ferner von

George Ohnet: „Sie hat gewollt“

einen Roman im Genre von desselben Autors „Hüttenbesitzer“, welcher i. S. so sensationellen Beifall gefunden.

Man abonniert

für das nächste Quartal bei allen Postanstalten Deutschlands zum Preise von **5 M. 25 Pf.**, in Österreich-Ungarn für **4 fl. 14 kr.**

Probe-Nummern gratis und franco.

Jugendpost

Anregung
Belehrung Unterhaltung
Nebst 15 Musikstücken 1 Mk
Gratisnummern brosch. Quartale in allen
Buch-Musikalienhandlungen. Verlag v. P. J. Tonger Koeln.

Eine literarisch gebildete Dame,

welche befähigt ist, Auszüge aus Zeitschriften zu bearbeiten, findet in einem Redactionsbüro sofort dauernde Stellung. Sprachenkenntnisse Bedingung. Offerten mit Angabe der Gehaltsansprüche werden unter Schrift J. R. No. 25 durch die Expedition der Illustrirten Frauen-Zeitung erbeten.

DAMEN-TUCH

Tricotés, Panamas, Cheviots, Flanelle zu Broderaden, Morgenstiebern und Regenmänteln in neuesten Mustern, jedem beliebigen Quantum zu Fabrikpreisen. — Reihenhafte Musterauswahl franco.
R. Rawetzky, Sommerfeld 1. Z.

Sammet und Seidenstoffe

led. Art. gr. Ausw. v. schwarzen, weissen u. farbigen Seidenstoffen zu Brautkleidern empf. zu billigsten Preisen die Seiden- und Sammet-Manufaktur von

M. M. Catz in Crefeld.

Anzeigen,

sold solche nicht als für die „Illustrirte Frauen-Zeitung“ ungeeignet von uns angedient werden können, finden zu dem Preise von 1 Mark für die einfache Nummern-Zeile oder deren Raum Aufnahme, sowie der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Anzeigen-

Kunstgewerbliches.
Siehe Seite 9.

Max Fritze, Fabrik feiner Bronze- und
Sintgash-Waren in Berlin, W. Zimmerstr. 95/96.
Zwei Gardinen-Stangen. Preis M. 10 und

M. 15.

Otto Fritzsche, Atelier für Kunstgewerbe in
München.
Gotischer Schrank in Eichenholz M. 240, in Fichtenholz Preis

M. 175.

Carl Heckert, fgl. Hoflieferant in Berlin,
Prinzessstrasse 52.
Zwei Toiletten-Spiegel mit Glasmrahmen. Preis M. 69 und

M. 90.

J. A. Heese
Königlicher
Seidenwaaren-Fabrik, Mode-
und Manufacturwaaren etc.
Berlin. Leipziger Strasse 87. SW. Berlin.

empfiehlt zur

Ball- u. Gesellschafts-Saison
seine
auf das Reichhaltigste ausgestatteten
Läger

von

Merveilleux, Surah, Faile française — glatt, gestreift und carriert — Pékin damassé, Pékin broché, Velours chiné, Velours pékin ciselé, vielfarbige reiche Brocat, wie Gold- und Silberstoffe für Garnirungen und Schleppen; abgepasste Rocklängen in faconniertem Sammet, Seide, Perlstickerei auf Tüll und reiche Malerei auf Seidengrund etc.

Sammeten und seidenen Plüschen, glatt und faconniert, Tarlatans, uni, sowie mit Gold und Silber durchwirkt, Gaze uni und broché, Gaze carreaux à velours, Tüll, Mull, Zephora, Crêpe de Virginie, Voile imprimé und baumwollene Spitzenstoffe etc.

Umhängen, Sorties de Bal, Echarpes, spanischen Spitzen-Fichus und Fächern.

Reich illustrierte Preisbücher, Proben und Modebilder gratis und postfrei.

Franco-Zusendung der Aufträge von 20 Mark an.